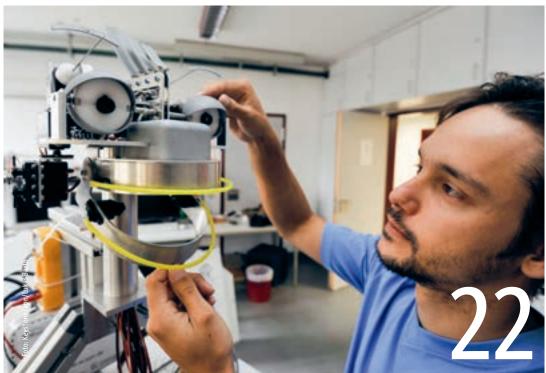


Ist es so, wie es scheint?

er erste Blick trügt oft, auch der zweite. In der neuen Monatsserie «Ausverkauf der Heimat» thematisieren wir im ersten Teil die Tatsache, dass die Chinesen traditionsreiche Schweizer Unternehmen zusammenkaufen. Das weckt Sorgen. Aber nicht jede Übernahme ist schädlich für die Heimat, oft handelt es sich auch um eine schlichte Rettung. Deshalb ist ein dritter Blick notwendig.

Auch lässt sich die Komplexität des Gesehenen oft nicht mit dem ersten und auch nicht mit dem zweiten Blick erschliessen. Das dokumentiert die Ausstellung «Körperwelten der Tiere» von Gunther von Hagens. Er zeigt das Innenleben von Elefanten, Pferden oder Kamelen. Damit will er den Blick schärfen für die Kostbarkeit des Lebens, für das Wunder Natur und damit auch für die durch uns bedrohte Artenvielfalt. Anton Ladner





PFLEGEROBOTER: Werden Menschen in der Pflege der Zukunft noch eine Rolle spielen?



BRENNPUNKT: Haben Sie sauberes Trinkwasser und fliessendes Wasser im Haus? – Zahlen und Fakten rund um das wertvolle Nass



36

PERU IN DER SCHWEIZ: Die in Zürich lebende Peruanerin Lourdes Leibbrandt-Tamariz bringt die Schweiz näher an den Andenstaat

UND AUSSERDEM

- 12 ACHTSAMER BLICK: Pascale Vonmont, Geschäftsführerin der Gebert-Rüf-Stiftung, über das Stiftungsland Schweiz
- 14 MONATSSERIE: Sigg, Bally, Eterna – ein Schweizer Unternehmen nach dem anderen wandert in chinesische Hände. Wie brisant ist die Lage?
- 20 BESUCH BEI DER SIEGERIN: Was braucht es, um zur Buchhandlung des Jahres gewählt zu werden?
- 26 DIE FÜNFTE SCHWEIZ: Wie gut vertritt der Auslandschweizerrat (ASR) die im Ausland lebenden Bürgerinnen und Bürger?
- 28 URSCHWEIZERISCH: Von deutschen Wörtern, die eigentlich aus der Schweiz kommen – Teil IV

- 30 FAIRES «HÖSLI»: Ein
 Unternehmen aus der
 Innerschweiz will mehr
 sein, als einfach nur ein
 Hersteller von Unterwäsche
- **38 GESUNDHEIT:** Zu viel des Guten – ab wann zu viel Schlaf schadet
- 41 HINGEHEN: Strukturen aufdecken, die unsere politischen und sozialen Realitäten bestimmen so das Credo im Kunsthaus Glarus
- 42 MOBILITÄT: Kein Vertrauen in die Technologie selbst-fahrender Autos Interview mit dem Berner Autoforscher Bernhard Gerster

TIERISCHES INNENLEBEN: Die Ausstellung «Körperwelten der Tiere» von Gunther von Hagens macht auf die Kostbarkeit der Tierwelt aufmerksam



Wir Blinden helfen gerne, wenn wir können. Bitte helfen Sie uns auch.

www.szb.ch Spenden: PK 90-1170-7



Schweizerischer Zentralverein für das Blindenwesen



Doppelpunkt 25/2019

Muss man sich um Feiertage kümmern?

Doppelpunkt 25/2019, Muss man?

Schluss mit den staatlich verordneten, teils auch noch kantönligeistlichen Kirchenfesten, deren freie Tage nur zu Völkerwanderungen führen und am Ende ja doch voroder nachgearbeitet werden müssen. Gebt besser allen mehr Ferien. Wir haben schon lang aufgehört, nur entweder katholisch oder lutherisch zu sein. Die Mehrheit ist bestenfalls noch basisreligiös, hat die frommen Blutwürste längst von der Karte gestrichen und stiftet sich ihre Identität aus Kraut und Rüben. Ob an diesen christ-

lichen Tagen wirklich jemals etwas für alle Welt Erinnerungswertes geschah, ist eben Glaubenssache. Wer sie feiern will, darf sich dafür frei nehmen, die anderen sollen ihre Boutiquen deswegen nicht dichtmachen müssen. Bewahren wir uns dafür lieber den Sonntag als offiziellen Ruhetag. Dieser ist ja auch religiös verbrämt, bleibt aber eine gute Erfindung.

Marc Mathys, per E-Mail

Immer mehr Bedürfnisse

Doppelpunkt 26/2019, Interview Landwirtschaft

Bauern sind KMU und müssen von ihrer Arbeit leben, sie können sich nicht von Stiftungen und Mitgliedern aushalten lassen. Wenn man den Artikel liest, könnte man fast Mitleid mit den dummen Bauern haben, die von ihren eigenen Organisationen ausgenutzt werden, die im Übrigen auch den ländlichen Raum mit Lebensmitteln versorgen (Volg), wenn sich Coop und Migros aus Rentabilitätsgründen verabschieden. Tatsache ist, dass die Schweiz schon in den 1960er-Jahren circa ein Viertel der im Land produzierten Milch exportiert hat. Zurzeit werden neue Biobetriebe

auf eine Warteliste gesetzt, weil der Biomilch-Absatz nicht gesichert ist. Nach Vision Landwirtschaft sinkt ja unsere Produktion nur unmerklich, wenn wir kein Kraftfutter mehr importieren, und die EU-Bauern können auf diesen Flächen Mais und andere Energiepflanzen für die Biogasanlagen anbauen. Die Direktzahlungen wurden anstelle der Kostenpreise eingeführt. Damit sollen die Preisdifferenz zu den Weltmarktpreisen und die erschwerten Produktionsbedingungen abgegolten werden. Nach und nach wurden alle möglichen Bedürfnisse der Gesellschaft noch draufgepackt: Umweltschutz, Tierschutz, Biodiversität, Landschaftsqualität usw.

Hans Rüttner, Wangs

MITMACHEN

HAUSPOST

Ihre Meinung ist uns wichtig!

In sozialen Medien:

www.doppelpunkt.ch/facebook www.doppelpunkt.ch/twitter www.doppelpunkt.ch/youtube

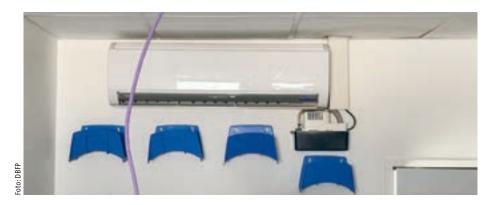
Per Post:

Redaktion «Doppelpunkt» Täfernstrasse 3 5405 Baden-Dättwil

Per E-Mail:

redaktion@doppelpunkt.ch

Die Redaktion behält sich vor, Leserbriefe an unseren Verlag zu kürzen und auch elektronisch zu veröffentlichen. Bitte geben Sie Name und Anschrift an.



Die kühlste Ecke

Unsere Redaktion verfügt über einen Serverraum, der gekühlt werden muss, damit unsere IT-Infrastruktur problemlos funktioniert. Während der Hitzetage hat sich dieser Raum zu einem begehrten Ort entwickelt. Dort lagern auch die Archivbände unserer Zeitschriften bis zurück zu den Erstausgaben. In der Kühle darin zu blättern, erweist sich jetzt als besonders schön.

Folgen Sie unserer Hauspost auf:





Erst die Hitze, dann die Trockenheit

Ja, es ist heiss. Doch bei allem Jammern – an anderen Orten der Welt, an denen Menschen leben, ist es noch viel heisser. In Australien wurden dieses Jahr bereits 49,1 Grad gemessen, in Indien 51,8 und in Kuwait gar 53,9. Was auch noch gegen hiesiges Jammern spricht: Wir haben genügend Wasser, um uns abzukühlen, und daran wird sich auch in Zukunft trotz der Klimakatastrophe nichts ändern. An anderen Orten der Welt wird sich die Wasser-Situation, die jetzt schon für weit mehr als zwei Milliarden Menschen dramatisch ist, mit dem Klimawandel noch deutlich verschärfen. Trockene Gebiete werden noch trockener, was grosse Migrationsströme auslösen wird. Die Klimaerwärmung trifft die Ärmsten zuerst und am heftigsten.



In Europa und Nordamerika haben **57 Millionen** Menschen keine Wasserleitungen in ihren Häusern.

Die Hälfte der Weltbevölkerung, **4,2 Milliarden** Menschen, kann keine sicheren Sanitäranlagen nutzen.

80 Prozent aller Abwässer weltweit werden ungeklärt in der Umwelt entsorgt.

Bis 2050 könnte der Wasserverbrauch laut der Uno um **20 bis 30 Prozent** steigen. Der Klimawandel verschärft den **Wasserstress** in den bereits am stärksten betroffenen Gebieten. Trockengebiete würden laut Uno tendenziell trockener und niederschlagsreiche Regionen feuchter.

2,2 Milliarden Menschen weltweit haben keinen dauerhaften Zugang zu sauberem Trinkwasser, d. h., sie müssen mehr als 30 Minuten Weg zurücklegen, um an sauberes Wasser zu gelangen.

Drei Milliarden Menschen haben keine Möglichkeit, sich zu Hause die Hände mit Seife zu waschen.

297 000 Kinder unter fünf Jahren sterben jährlich an den Folgen mangelnder Wasser-, Sanitär- und Hygieneversorgung. Das sind täglich mehr als 800 Kinder.

Quellen: Uno/ Unicef/WHO

Olmoti is coming home

Fünf Spitzmaulnashörner, die in europäischen Zoos aufgewachsen sind, konnten Ende Juni im Akagera Nationalpark in Ruanda repatriiert werden. Darunter die fünfjährige Spitzmaulnashorndame Olmoti, die im Zoo Zürich geboren wurde.



Olmoti im Alter von fünf Monaten im Zoo Zürich.

s sei ein grosser Erfolg für das Europäische Erhaltungszuchtpro-✓ gramm (EEP) für bedrohte Arten und die involvierten Zoos, schreibt der Zoo Zürich in einer Medienmitteilung. Von weltweit noch geschätzten 1000 Spitzmaulnashörnern leben zehn Prozent in europäischen Zoos. Dank der Zusammenarbeit dieser Zoos und ihrer sorgfältigen Zuchtauswahl werden die in Europa geborenen Nashörner in Afrika dafür sorgen, dass die genetische Basis der Population vergrössert wird. Dass Olmoti Zürich verlassen wird, steht schon seit 2014 fest. Zusammen mit ihrer Mutter reiste sie 2015 in einen Zoo im Osten Englands und von dort in einen Safaripark in Tschechien, wo die fünf Spitzmaulnashörner aneinander gewöhnt und auf ihre Reise nach Afrika vorbereitet wurden. Derzeit befinden sich die Tiere noch in einem Gehege im Akagera Nationalpark und werden von Tierärzten und Wildtierspezialisten betreut. Sobald sie sich an die Umgebung gewöhnt haben, werden sie in den Nationalpark entlassen. Dieser war ausgewählt worden, weil die Naturschutzorganisation African Parks diesen Park seit Jahren erfolgreich betreibt und sicherstellt, dass die Tiere nicht gewildert werden

Cannabis kann noch mehr als gedacht

Die Hanfpflanze hat wieder einmal gezeigt, dass sie eine Superpflanze ist. Neben seiner schmerzlindernden, entzündungshemmenden und beruhigenden Wirkung soll Hanf laut einer Studie nun auch noch das Talent zum Antibiotikum haben.

ass Cannabis als Heilpflanze gilt, ist seit Jahrhunderten bekannt. Schmerzpatienten schätzen sie genauso wie Menschen, die unter Depressionen, ADHS oder chronischen Darmentzündungen leiden. Doch nun hat ein Forscherteam der australischen Universität Queensland entdeckt, dass das nicht-psychoaktive Cannabidiol aus der Hanfpflanze noch mehr kann, schreibt CH Media. Laut den Wissenschaftlern tötet Cannabidiol bestimmte Bakterienarten sehr effektiv ab. Diese Eigenschaft macht Cannabidiol zu einem potenziellen neuen Antibiotikum. Ein solches ist sehr gesucht, weil es gegen die gängigen Antibiotika immer mehr

Resistenzen gibt. Im Laborversuch gelang es dem Cannabidiol, sogar mutierte Bakterien zu töten, gegen die herkömmliche Antibiotika keine Chance hatten. Dieses Merkmal des Cannabidiols war bislang nicht bekannt. Der Mitautor der Studie, Mark Blaskovich, sagt dazu: «Der Fakt, dass Cannabidiol gegen jene Bakterien wirkt, gegen welche andere Antibiotika nicht wirken, lässt vermuten, dass Cannabidiol ganz anders agiert wie die uns bekannten Antibiotika.»



Eine reife Marihuana-Pflanze, die vor der Ernte unter künstlichem Licht auf einer Farm in Kalifornien blüht. Experten bezeichneten Cannabis kürzlich als die am schnellsten wachsende Industrie in den USA.



Muss man ...

... für Wickeltische im Herren-WC sein?

ie Möbelkette Ikea ist in diesem Punkt vorbildlich: Wickeltische im Herren-WC. Aber in vielen Ländern bleibt das Wickeln unterwegs Muttersache. Das ist offenbar auch in Stuttgart so. Deshalb forderten die Sozialdemokraten von Oberbürgermeister Fritz Kuhn, ein Grüner, Wickel-Mobiliar in den öffentlichen Toiletten. Konkret hat die SPD-Fraktion einen Antrag an die Stadtverwaltung gestellt, sie solle prüfen, in welchen öffentlichen Herrentoiletten Wickeltische angebracht werden könnten. Für diese offenbar schwierige Aufgabe liess sich die Stuttgarter Stadtverwaltung ein knappes Jahr Zeit. Abgeklärt wurde allerdings nur, ob sich eine solche Prüfung durchführen lässt. Das Ergebnis war ein Nein. Eine flächendeckende Bestandsaufnahme und eine Kostenprüfung seien aus Kapazitätsgründen nicht machbar, sagte der Oberbürgermeister. Und lieferte dann die Hauptbegründung nach: «Im Allgemeinen werden Herren in Wickelmission auf Damentoiletten toleriert.» Eine star-

ke Behauptung. Und das in einer Zeit, in der Frauen hinsichtlich sexueller Belästigung durch Männer sensibilisiert sind und auch kleine Gesten nicht mehr durchgehen lassen. Muss man deshalb für Wickeltische im Herren-WC sein? Eindeutig ja. Aber nicht nur als Mann, sondern auch als Frau. Knapp 30 Jahre nach dem ersten Frauenstreik in der Schweiz 1991 ist es am 14. Juni zum dritten nationalen Frauenstreik gekommen. Der Frauenkongress des Schweizerischen Gewerkschaftsbunds hat bereits im Januar 2018 zu diesem Streik aufgerufen. Die Forderungen trugen die Überschrift «Lohn. Zeit. Respekt». Es geht dabei um Lohngleichheit, mehr Zeit und Geld für Betreuungsarbeit und um die Bekämpfung von sexueller Belästigung. Frauen und Männer müssen sich gemeinsam für höhere Standards in der Gesellschaft engagieren. Care-Arbeit umfasst auch die Unterstützung für Männer, damit Männer ihre Care-Arbeit für die Familie leisten können. Sicher, das ist nur ein kleines Beispiel. Aber alle

Wissen, was richtig ist, wird mit Ethik und Philosophie einfacher. Denn oft hilft es schon, über die Folgen von Handlungen nachzudenken. Obschon es kein Rezept für richtiges Handeln gibt, gehen wir hier alternierend den zwei Fragen nach: Darf man ...? Muss man ...?

grossen Veränderungen bestehen aus kleinen Schritten. In Florida hat Donte Palmer mit in der Öffentlichkeit entstandenen Wickel-Fotos eine nationale Bewegung ausgelöst, um «eine Welt der Gerechtigkeit zu schaffen, in der das Wickeln von Babys auch Männersache ist». Seine Bewegung wird von Frauen und Männern getragen, mit dem Ziel, bis zum Jahr 2021 Wickeltische in Herren-WCs im ganzen Land zur Norm zu machen. Sein Hashtag lautet: #lovethechange.



Thema in dieser Ausgabe

Anregungen zur sozialen Selbstfürsorge. Nächstenliebe setzt Selbstliebe voraus. Der achtsame Umgang mit der Umwelt beginnt mit Achtsamkeit für das eigene Innenleben. Und Fürsorge für andere beinhaltet Fürsorge für sich.



Kussverbot am Arbeitsplatz

In Paris vier, in Italien zwei, in der Deutschschweiz drei: Wangenküsse zur Begrüssung oder zur Verabschiedung sind ländergenormt und erscheinen oft als mühsamer Zeitverlust. Geht es dabei nur um einen Modetrend oder tatsächlich um Zuneigung? von Anton Ladner

a, es gibt ihn, den internationalen Tag des Kusses. Er findet am 6. Juli statt und soll bewusst machen, dass der Kuss Ausdruck von Liebe, Freundschaft, aber auch von Ehrerbietung ist – je nach Breitengrad. In der Schweiz ist ein Tripel an Küsschen zu einer Begrüssungskultur geworden, die nicht auf heimischer Tradition fusst. Sie hat sich ergeben, wohl als Folge der Globalisierung mit den günstigen Städteflügen. Im Fall von Begrüssungsküssen zwischen Männern handelt es ich zweifellos um einen Import aus Südeuropa. In der Deutschschweiz hat sich das Dreiküsschenritual so stark etabliert, dass zum Beispiel Italiener, die einen Kuss links und einen rechts gewohnt sind, dadurch verwirrt werden. Da ergibt sich manchmal sogar ein Zusammenstoss der Nasen. Warum drei Küsse auf die Wange oder in die Luft? Niemand weiss das. Sind diese Küsse auch Ausdruck von Herzlichkeit und Verbundenheit? Wer bekommt Küsschen und wer den Handschlag?

Für Rainer Wälde, deutscher Benimmexperte, steht fest: Im beruflichen Umfeld sollten Begrüssungs- und Abschiedsküsse ein Tabu bleiben. Sie eröffnen zu viel Raum für Missverständnisse mit schwierigen Folgen. Die Deutsche-Knigge-Gesellschaft hat sich deshalb für ein Kussverbot am Arbeitsplatz ausgesprochen. Wangenküsse sind somit auf den Privatbereich beschränkt: auf Familienmitglieder, Verwandte, Freunde. Bei wei-

teren Kreisen wird es schon wieder kompliziert. Küsst man als Mitglied einer Kommission die Kollegin, wird das fortan erwartet, auch wenn sich mit der Zeit erweist, dass man diese Kollegin nicht leiden mag. Eine gewisse Zurückhaltung mit diesen drei Küsschen kann eine gute soziale Fürsorge sein - ein Folgen der inneren Stimme. Christoph Stokar Autor von «Der Schweizer Knigge» gibt zudem zu bedenken, dass dieses Ritual auch umständlich werde, wenn sich bei einem Treffen mehrere gegenseitig mit Küssen begrüssen müssen. Diese Fliessbandarbeit mögen die jungen Menschen in der Schweiz offenbar nicht mehr leisten. Drei Küsschen zur Begrüssung und zur Verabschiedung sind in ihren Augen etwas für ältere Generationen. Sie umarmen sich manchmal oder geben sich einfach einen Klaps auf den Rücken. Sich an den Jungen neu zu orientieren, lohnt sich immer wieder.

> In der nächsten Ausgabe: Körperliche Selbstfürsorge Emotionale Selbstfürsorge Kognitive Selbstfürsorge Soziale Selbstfürsorge Spirituelle Selbstfürsorge

Was für mich zählt:

Gemeinsam die Zukunft gestalten



Pascale Vonmont ist Geschäftsführerin der Gebert-Rüf-Stiftung und Vorstandsmitglied von Swiss-Foundations, dem Dachverband der Förderstiftungen der Schweiz.

ie Schweiz ist ein grosszügiges Land. Zwei Drittel aller Haushalte in unserem Land spenden regelmässig. 2017 belief sich die gesamte Spendensumme auf mehr als 1,8 Milliarden Franken. Genauso eindrücklich sind die 660 Millionen unbezahlter Stunden, die Freiwillige jedes Jahr leisten. Privates philanthropisches Engagement ist einer der Erfolgsfaktoren der Schweiz. Es spielt bei uns eine Rolle, ob sich Frau oder Herr Schweizer für die Gesellschaft engagieren. Sei es, indem sie Nachbarschaftshilfe leisten, Junioren trainieren, Tixi-Taxi fahren oder eben eine Stiftung gründen. Die Ressourcen, die eingesetzt werden, sind teilweise unterschiedlich, das Ziel dasselbe: Eine positive Wirkung auf die Gesellschaft erzielen, Chancen eröffnen, gemeinsam die Zukunft gestalten.

Die Schweiz ist das Stiftungsland par excellence. Mit über 13 000 gemeinnützigen Stiftungen haben wir pro Kopf sechsmal mehr Stiftungen als die USA oder Deutschland. Die Hälfte davon sind Förderstiftungen, das heisst gemeinnützige Stiftungen, die von Privatpersonen oder Unternehmen gegründet wurden und deren Vermögen zur Umsetzung des gewählten Stiftungszweckes, beispielsweise im Kulturbereich, für Bildung und Forschung, Umweltschutzvorhaben oder soziale Themen verwendet werden.

Dass es in der Schweiz – im Vergleich mit anderen Ländern – so viele gemeinnützige Stiftungen gibt, hat nicht nur mit unserem Reichtum zu tun, sondern vor allem mit unserer politischen DNA: Stiftungen sind Ausdruck einer freiheitlichdemokratischen Grundordnung. Autokratischen Regierungen, wie sie zurzeit

in Ungarn, Polen, der Türkei oder Russland am Ruder sind, sind private gemeinnützige Stiftungen ein Dorn im Auge. Zu unabhängig sind sie, zu offenkundig in ihrem humanistischen Anspruch. Gemeinnützige Stiftungen sind eine unabhängige Kraft, die mit ihrer Expertise und ihren Ressourcen neben Staat und Wirtschaft massgeblich zur Lösung gesellschaftlicher Herausforderungen beitragen und die Pluralität in unserem Land stärken. Stiftungen können Initiativen und Projekte anstossen, die (noch) nicht mehrheitsfähig sind. Sie können auf Lücken und Chancen hinweisen und mithelfen, diese bestmöglich zu nutzen. Sie können Innovationen ermöglichen und Menschen an einen Tisch bringen, um gemeinsame Lösungen zu suchen. Stiftungen sind die eigentlichen Risikokapitalgeberinnen einer Gesellschaft.

Der Schweizer Stiftungssektor hat sich in den vergangenen 15 Jahren gewandelt. Stiftungen haben erkannt, dass es nicht mehr reicht, nur im stillen Kämmerchen gute Arbeit zu leisten. Gemeinnützige Stiftungen, die gesellschaftlich relevant sein wollen, müssen sichtbar, zugänglich und nachvollziehbar sein. Sie müssen mit der Gesellschaft kommunizieren, um von ihr auch verstanden zu werden. Gleichzeitig gilt es, die sehr guten Rahmenbedingungen, welche gemeinnützige Stiftungen in der Schweiz vorfinden, zu erhalten und zu stärken. Damit Stiftungen auch in Zukunft partnerschaftlich zum Wohl aller wirken können.

In dieser Rubrik wirft jede Woche eine prominente Persönlichkeit einen achtsamen Blick auf die Schweiz und beschreibt aus ihrer Sicht, was zählt.



Ausverkauf der Heimat

TEIL 1



Der Deal 2016: Syngenta ging an ChemChina. Ren Jianxin (links), Vorsitzender von ChemChina, mit der damaligen Syngenta-Spitze.

China auf Einkaufstour

Seit chinesische Investoren Schweizer Unternehmer im Visier haben, hat die Frage des «Ausverkaufs der Heimat» neue Aktualität gewonnen. Diese ausländischen Direktinvestitionen weckten verschiedene Befürchtungen: Verlust von Arbeitsplätzen, von Knowhow oder nationaler Sicherheit. Der Ständerat hat deshalb eine CVP-Motion für eine Investitionskontrolle Mitte Juni angenommen – gegen den Willen des Bundesrates. Der Ständerat will die Schweizer Wirtschaft mit besseren Kontrollen vor schädlichen internationalen Übernahmen schützen. Wie brisant ist die Lage? von Anton Ladner



Bally, einst der Stolz Schweizer Handwerkskunst, ging 2018 an die chinesische Shandong-Ruyi-Gruppe.

n diesem Punkt sind sich alle einig: Europa hat eine chinesische Übernahmewelle hinter sich. Diese Welle erfasste auch die Schweiz. Mit 43 Milliarden Dollar war die Übernahme des Basler Konzerns Syngenta im Jahr 2106 die bisher grösste chinesische Investition in der Schweiz. Die China National Chemical Corporation, kurz ChemChina, kaufte das Schweizer Unternehmen mit chinesischer Staatsgarantie. Das ist ein Detail, aber ein pikantes. Denn bei der 2004 gegründeten ChemChina handelt es sich um eine staatseigene Unternehmensgruppe. Mit dem mächtigen Staat im Rücken sind da Wettbewerbsverzerrungen leicht möglich. Ebenfalls 2016 kauf-

te ChemChina das deutsche Unternehmen Krauss-Maffei, dem die Glarner Maschinenfabrik Netstal gehört. Die restlichen sieben Milliarden Franken, die Chinesen in den vergangenen Jahren in der Schweiz ausgegeben haben, entfallen auf Traditionsunternehmen: Bally, einst der Stolz Schweizer Handwerkskunst, ging 2018 an die chinesische Shandong-Ruyi-Gruppe. Es handelt sich dabei um den grössten Textilkonzern Chinas – dieser hat sich auch das Londoner Traditionsunternehmen Aquascutum einverleibt. Die Strategie zielt auf einen eigenen Luxussektor. Der Schweizer Büroeinrichter Lista ging ebenfalls vor einem Jahr an ein chinesisches





Die drei ehemaligen Swissair-Unternehmen Swissport, SR Technics und Gategroup – landeten 2016 beim chinesischen Milliardär Chen Feng.

Unternehmen, an den Werkzeughersteller Hangzhou Great Star. Sigg, der Trinkflaschenhersteller, wurde 2016 an die chinesische Zhejiang Haers Vacuum Containers verkauft. Ein Jahr zuvor sorgte der chinesische Investor Yunfeng Gao in Luzern mit der Übernahme des traditionsreichen Fünfsternehotels Palace für Aufsehen. Verkauft hatte ein Immobilienfonds der Credit Suisse. Der chinesische Investor besitzt in der Schweiz bereits zwei Hotels, das Frutt Lodge in Melchsee-Frutt und den Europäischen Hof in Engelberg. Einst der Stolz der Nation – die drei ehemaligen Swissair Unternehmen Swissport, SR Technics und Gategroup – landeten 2016 beim chinesischen Milliardär Chen Feng. Die Gategroup wird seit 2018 vom RRJ Capital des in Malaysia geborenen Chinesen Richard Ong kontrolliert. Die Solothurner Uhrenfabrik Eterna wurde 2011 und Corum in Neuenburg 2013 von der chinesischen Haidan-Gruppe übernommen, die heute unter Citychamp firmiert. 2015 kaufte der chinesische Wanda-Konzern den Zuger Sportvermarkter Infront für eine 1,2 Milliarden Franken. Und Saurer landete 2012 für 650 Millionen Franken bei der chinesischen Jinsheng.

Offene Investitionspolitik

Trotz dieser beeindruckenden Liste von chinesischen Übernahmen ist der Bundesrat der Meinung, dass die bestehenden Gesetze ausreichen, um allfälligen Gefährdungen entgegenzuwirken.

Sein Hauptargument lautet: Die offene Politik der Schweiz gegenüber Investitionen aus dem Ausland ist für den Wirtschaftsstandort von zentraler Bedeutung. Zudem sei die Mehrheit der Unternehmen, die kritische Infrastruktur zur Verfügung stelle, im Eigentum von Bund, Kantonen und Gemeinden. Er meint dabei zum Beispiel die Swisscom, die SRG, die SBB, die Strom- oder Wasserversorgung. Der Ständerat sieht das aber anders. Er will die Schweizer Wirtschaft mit besseren Kontrollen vor schädlichen internationalen Übernahmen schützen und hat dabei vor allem China im Auge.

China ist der wichtigste Partner in Asien

China ist heute der wichtigste Handelspartner der Schweiz in Asien und der drittgrösste hinter der Europäischen Union und den Vereinigten Staaten. Bei den Exporten nach China sind jedoch auch Gold und Silber enthalten, was die Importund Exportzahlen relativiert. Die Schweiz hat im vergangenen Jahr für 29,5 Milliarden Franken nach China exportiert und für 14,4 aus China importiert, hauptsächlich Mobiltelefone, Computer, Textilien und chemischen Grundstoffe. Der Export von Gold, Silber und Edelmetallen machte mit fast 18 Milliarden Franken den grössten Anteil aus, gefolgt von 3,6 Milliarden Franken an pharmazeutischen Erzeugnissen, 1,9 Milliarden Franken an Maschinen und 1,7 Milliarden Franken an Uhren.



Die damalige Bundesrätin Eveline Widmer-Schlumpf bei Sigg, dem Schweizer Trinkflaschenhersteller. Die Firma wurde 2016 an die chinesische Zhejiang Haers Vacuum Containers verkauft.

Die engen Handelsbeziehungen führten natürlich auch zu Schweizer Direktinvestitionen in China. Sie haben seit 2004 stark zugenommen und beliefen sich Ende 2017 auf 22 Milliarden Franken. Damit ist China der wichtigste Investitionsstandort der Schweiz in Asien. Dabei müssen aber auch die Relationen berücksichtigt werden. Das entspricht nur 1,8 Prozent der gesamten Direktinvestitionen aus der Schweiz im Ausland. In China gibt es heute rund 1000 Niederlassungen von Schweizer Unternehmen, die etwa 177 000 Personen beschäftigen. Dennoch leben mit etwa 3500 Schweizerinnen und Schweizern bedeutend weniger im grossen China als Chinesinnen und Chinesen in der kleinen Schweiz, deren Zahl bei 15 000 liegt. Gemessen an der Grösse ist somit China mit über sieben Milliarden Franken viel stärker in der Schweiz engagiert, als die Schweiz mit 22 Milliarden Franken in China.

Magnetwirkung durch starken Franken

Das steht natürlich im Zusammenhang mit der Tatsache, dass die Schweiz ein Magnet für ausländische Direktinvestitionen darstellt. Wer bei einem Kurs von 1,6 Franken pro Euro oder 1,8 Franken pro Dollar in der Schweiz eine Investition getätigt hat, erzielt allein durch die massive Höherbewertung des Franken heute einen guten Gewinn. Die ausländischen Direktinvestitionen in der Schweiz liegen bei über 1088 Milliarden (Stand 2017). Die Aktien der 30 grössten Schwei-

zer Unternehmen (u. a. Nestlé, Roche, Novartis, Glencore, UBS, Zurich, ABB) befinden sich laut einer Untersuchung der UBS zu 82 Prozent in ausländischen Händen (Stand 2015). Den grössten Anteil davon machen Investoren aus den USA aus. Auf sie entfallen 43 Prozent. An zweiter Stelle stehen die Investoren aus Luxemburg, gefolgt von jenen in Grossbritannien, Norwegen und Deutschland.

Bundesregierung zieht Notbremse

Der «Ausverkauf der Heimat» hat schon längst stattgefunden. Aber das muss nüchtern betrachtet werden, ohne Romantik. Denn in der Schweiz beschäftigen ausländische Unternehmen laut Economiesuisse 460 000 Personen. Das entspricht elf Prozent der privatwirtschaftlichen Gesamtbeschäftigung in der Schweiz. Ohne Ausländer könnte diese Zahl empfindlich kleiner sein. Sie sorgen auch für neue Arbeitsplätze, vor allem in den Bereichen Forschung und Entwicklung, weil in der Schweiz ein erstklassiger und international geschätzter Zugang zu Hochqualifizierten besteht. Aber Economiesuisse räumt ein: «Zu den Investoren aus Industrienationen gesellen sich zunehmend auch solche aus Schwellenländern, unter anderem aus China, was neue politische Befindlichkeiten weckt.» Es geht dabei darum, dass der kommunistische Parteiapparat Übernahmen aus technologischen Gründen im nationalen Interesse sieht und deshalb mehr dafür bezahlt, was



2016 kaufte ChemChina das deutsche Unternehmen Krauss-Maffei, dem die Glarner Maschinenfabrik Netstal gehört.



Das Fünfsternehotel Palace in Luzern gehört jetzt dem chinesischen Investor Yunfeng Gao.

einige Risiken birgt. Economiesuisse verweist dann aber auf eine Studie, die positive Erfahrungen deutscher Unternehmen mit chinesischen Investoren dokumentiert. Doch diese Erfahrungswerte sind jung. 2016 wurden in Deutschland 44 Unternehmen von Chinesen gekauft, 2017 insgesamt 40 Firmen und im vergangenen Jahr 33 Unternehmen. Deshalb hat die Bundesregierung mit einer Verordnung die Notbremse gezogen. Im Dezember 2018 wurden die Eingriffsmöglichkeiten der Regierung sogar noch verschärft. In besonders sensiblen Bereichen kann eine Transaktion nun bereits ab einer Beteiligung von zehn Prozent geprüft werden. Die deutsche Bundesregierung hat so im vergangenen Jahr den Einstieg eines chinesischen Staatsunternehmens beim deutschen Hochspannungsnetzbetreiber 50 Hertz unterbunden. Auch der Übernahme von Leifeld Metal Spinning durch Chinesen wurde ein Riegel vorgeschoben. Die Europäische Union arbeitet derweil aufgrund einer Initiative von Deutschland, Frankreich und Italien an neuen Interventionsmöglichkeiten bei Übernahmen europäischer Unternehmen.

In der nächsten Ausgabe:

Ausländer als Retter von Credit Suisse und Schweizer Traditionshotels.



Die Uhrenfabrik Eterna wurde 2011 von der chinesischen Haidan-Gruppe übernommen, die heute unter Citychamp firmiert.



Aufgefallen

Mediation verstärkt Gefühle von Dankbarkeit und Liebe. Zu dieser Erkenntnis kamen vor Kurzem zwei Psychologen der Universität Zürich. Mit einem Experiment untersuchten die Doktorandin Dandan Pang und der Persönlichkeitspsychologe Willibald Ruch den Zusammenhang zwischen einer Haltung der Achtsamkeit und 24 verschiedenen positiven Charaktereigenschaften, wie zum Beispiel Neugier, Kreativität, Selbstregulation oder eben Dankbarkeit.

Hierzu erfassten Pang und Ruch die Charakterstärken von 21 Personen, die an einem achtwöchigen Achtsamkeits- und Meditationsprogramm nach Jon Kabat-Zinn teilnahmen. Die Entwicklungen in dieser Gruppe verglichen die Psychologen mit einer Kontrollgruppe von ebenfalls 21 Personen, die kein solches Achtsamkeitstraining erhielten. Wichtig auch: Weder die Personen aus der Kontrollgruppe noch die aus der Trainingsgruppe hatten vor der Studienteilnahme bereits Erfahrung mit Mediation. Nach acht Wochen Achtsamkeitstraining stellten die Forscher besonders in den vier Charaktereigenschaften Liebe, Wertschätzung, Dankbarkeit und Spiritualität eine Zunahme fest. Auch Eigenschaften wie Neugier, Vitalität und Tapferkeit nahmen laut den Psychologen zu – allerdings weniger ausgeprägt.

Leonie Pahud



Blickpunkt

er italienische Premierminister Giuseppe Conte sorgte am 24. Juni in Lausanne für ein Wunder. Das Nachrichtenmagazin Spiegel schrieb, es sei ein Wunder, dass es für die Olympischen Winterspiele 2026 überhaupt noch Bewerber gebe. Es waren dies Mailand mit Cortina d'Ampezzo und Stockholm. Italien bekam am 24. Juni den Zuschlag. Nach Abstimmungen hatten nämlich Graubünden, Innsbruck, Sion und Calgary ihr Interesse an den Winterspielen 2026 verloren. Auch Graz und Sapporo zogen sich zurück. Einzig abgewiesen wurde vom Komitee in Lausanne ein mehr als abenteuerliches Angebot aus Erzurum (Türkei). So verblieben nur noch Mailand und Stockholm, wo weder Budgets noch politische Unterstützung gesichert sind. Dennoch ist das ein Glücksfall für das Olympische Komitee in Lausanne. Weder Stockholm noch Mailand kennen eine Volksbefragung für die Durchführung von Olympischen Spielen.

«Dörfs es bitzeli meh si?»

Was braucht es, um zur Buchhandlung des Jahres gewählt zu werden? Ein Besuch bei der Siegerin 2019, der Buchhandlung «Doppelpunkt» in Uster, soll das Geheimrezept in Erfahrung bringen. von Christine Schnapp

er in der Buchhandlung «Doppelpunkt» in Uster ein Buch kauft, erhält ein bitzeli meh dazu. Meh kompetente Beratung, meh Aufmerksamkeit und ein bitzeli persönliches Gespräch. Versteht sich deshalb von selbst, dass die Inhaberinnen Barbara Maurer und Andrea Kalt ihre Kundinnen und Kunden beim Namen kennen - denn wer einmal im «Doppelpunkt» war, kommt wieder. Dieser bewusst gepflegte persönliche Kundenkontakt war wohl auch einer der Gründe, warum «Doppelpunkt» zur Buchhandlung des Jahres 2019 gewählt wurde. Der mit 5000 Franken dotierte Preis wird seit zehn Jahren vom Schweizer Buchhandel vergeben. Aus jährlich drei nominierten Buchläden können alle Interessierten auswählen und für ihren Liebling stimmen. «Unsere Kundinnen und Kunden wollten unbedingt, dass wir diesen Preis gewinnen und haben sich sehr dafür eingesetzt», erzählt Barbara Maurer. Eine gute Beziehung zur Kundschaft zu pflegen ist aber nicht ein Kalkül der beiden gestandenen Buchhändlerinnen, sondern eine Herzensangelegenheit und Teil ihres Geschäftsmodells, das aus dem «Doppelpunkt» meh als nur einen Ort macht, an dem man schnell ein Buch kaufen geht.

Für jeden etwas

Dass man sich im «Doppelpunkt» über die Beratung und das persönliche Gespräch hinaus wohlfühlen soll und kann,

zeigt auch die sorgfältige Inneneinrichtung. Blumen sorgen für eine wohnliche Atmosphäre, ein grosser und ein kleiner Lesetisch heissen einen einladend, sich zu setzen und länger zu bleiben. Die Bücher liegen gut sicht- und schmökerbar auf den Tablaren an den Wänden sowie auf schönen alten Holztischen, und in jeder Ecke gibt es über die gedruckten Worte hinaus noch etwas mehr zu entdecken. Kunsthandwerk, Antiquitäten, Postkarten, Flyer unzähliger Kulturveranstaltungen - in der Buchhandlung «Doppelpunkt» findet jeder etwas. Trotzdem stehen die Bücher im Zentrum, nicht wie in anderen Buchläden, wo man sie teilweise vor lauter Spielzeug, Geschenkartikeln und Schnickschnack schon bald suchen muss. Zum Sortiment des «Doppelpunkt» gehören unter anderem eine Kinder- und Jugendbuchabteilung, in der die Bücher nicht Geschlechterklischees bedienen, sondern die jungen Leserinnen und Leser altersgemäss als vernunftbegabte Wesen ansprechen; Bücher, die aktuell im Gespräch sind; Bücher, die extra schön geschaffen sind; die Lieblingsautorinnen und -autoren von Andrea Kalt und Barbara Maurer sowie viele weitere überraschende literarische Akzente, die nicht zum Mainstream gehören und deshalb nicht in jeder Buchhandlung zu finden sind.

Vier Jahre lang gab es vor der Eröffnung des «Doppelpunkt» 2016 in Uster keine Bücher zu kaufen, nachdem die «Buchshopping»-Filiale ihre Türen hatte



schliessen müssen. Es war die Zeit, in der Andrea Kalt und Barbara Maurer sich überlegten, was sie aus ihrem Leben noch machen wollten. Beide arbeiteten seit Jahren als Buchhändlerinnen, in den zehn Jahren vor der Gründung von «Doppelpunkt» waren sie überdies zusammen in der Buchhandlung «Librium» in Baden tätig. Es war auch die Zeit, in der sie sich im «Librium» oft fragten, wie sie dieses oder jenes angehen würden, wenn es ihr eigener Laden wäre. Aus der Überzeugung heraus, dass das Kulturgut «Buch» in den nächsten Jahren nicht untergehen wird, gepaart mit einem







Die Inhaberinnen Barbara Maurer und Andrea Kalt neben ihrem Lieblingstisch in der Buchhandlung «Doppelpunkt».

lebenserfahrenen Wagemut und guten Kenntnissen der Branche und der lokalen Gegebenheiten, wagten die beiden Frauen schliesslich den Schritt in die Selbstständigkeit – und haben ihn bis heute keinen Moment bereut. Das Angebot und das Flair des «Doppelpunkt» sowie die Art und Weise, wie Maurer und Kalt das Projekt angegangen sind, machen die Buchhandlung zu einer bis anhin knapp dreijährigen Erfolgsgeschichte.

Zu dieser gehört auch, dass sich die beiden Frauen von Beginn an mit dem hiesigen Kulturangebot vernetzten und mit

anderen Anbieterinnen und Anbietern zusammenarbeiteten. Zudem ist Barbara Maurer als Ustermerin gut vernetzt im Ort, weshalb die Buchhandlung «Doppelpunkt» von der lokalen Bevölkerung breit getragen wird. Im Lokal an der Zentralstrasse war schon Handfestes wie Eisenwaren, Schnelles wie Sportartikel und Grosses wie Matratzen verkauft worden, bevor die flirrend flackernd flüchtige Wortkultur in die luftigen Räumlichkeiten mit Industriechic einzog. Räumlichkeiten, bei deren erstem Anblick Andrea Kalt sich fragte, ob sie nicht eine Nummer zu gross seien für

ihr Projekt. Doch die Sorge hat sich als unbegründet erwiesen, weder der Raum noch das Projekt Buchhandlung ist eine Nummer zu gross für die beiden Frauen, beide haben vielmehr just die richtige Kragenweite.

Der Roboter, dein Pfleger?

Trotz Versprechen der TechGiganten sind Pflegeroboter noch
immer rudimentär im Einsatz.
Dennoch stellen uns die maschinellen Helfer vor grundlegende
Fragen. Wie wollen wir in
Zukunft gepflegt werden und
welche Rolle spielen Menschen
dabei noch?

von Florian Wüstholz

ür manche ist es eine Utopie, für andere eine Dystopie. Die Wahrheit liegt wohl irgendwo dazwischen - wie so oft, wenn es um digitale Technologien geht. In Filmen wie «I, Robot» aus dem Jahr 2004 übernehmen humanoide Roboter bereits einen Grossteil unserer Hausarbeit. Sie kochen für uns. kaufen ein, waschen die Wäsche. Und sie können uns im Alter pflegen und Gesellschaft leisten. Sie stützen uns beim Spaziergang durch die Nachbarschaft. Sie waschen unsere Körper, die schon so viel erlebt haben. Und sie helfen uns, wenn wir stürzen oder wenn wir nicht mehr aus dem Bett aufstehen können.

Was vor 15 Jahren noch blosse Science-Fiction war, wird immer mehr zur echten Möglichkeit, zur absehbaren Realität. So zeigt das US-amerikanische Robotik-Unternehmen Boston Dynamics, was autonome Roboter heute bereits können. Sie sprinten, steigen Treppen problemlos hoch und runter, machen Rückwärtssaltos und lassen sich auch nicht von Schubsern oder einem unebenen Untergrund aus dem Gleichgewicht bringen. Das ist durchaus beeindruckend. Viele von uns kennen auch noch den Roboterhund Aibo - japanisch für «Partner». Das künstliche Haustier von Sony war zu Beginn des Jahrtausends einer der ersten kommerziellen Unterhaltungsroboter



Der Pflegeroboter Lio kann laut Schweizer Hersteller mit Menschen kommunizieren, im Haushalt helfen und bei pflegerischen Aufgaben unterstützen.

und nahm am RoboCup, dem Fussballcup der Roboter, teil. Auch die omnipräsenten Rasenmähroboter gleiten mittlerweile in vielen Gärten ganz von allein hin und her.

Roboterrevolution nicht in Sicht

In der Pflege sieht dagegen vieles noch aus wie immer. Auf den Gängen von Altersheimen kann man lange nach Robotern suchen. Hier wird das Essen immer noch vom menschlichen Koch zubereitet und vom menschlichen Personal serviert. Auch die dreckige Wäsche wird von Hand gesammelt, mit Muskelkraft in die Wäscherei gebracht und wieder auf die Zimmer verteilt. Und vor allem haben die Bewohnerinnen und Bewohner noch viel Kontakt mit Pflegern und Ärztinnen.

Foto: Keystone/DPA



Die Roboter-Robbe Paro verfügt über taktile Sensorik und kann mittels dieser wahrnehmen, wenn ein Mensch sie streichelt. Darauf reagiert Paro mit der Bewegung des Schwanzes sowie des Kopfs und der Augen und macht Geräusche, die denen von echten Sattelrobbenjungen ähneln.

Trotzdem haben immer mehr Menschen Angst, bald nur noch von Robotern gepflegt zu werden. Erste Prototypen, welche die Pflege erleichtern sollen, gibt es bereits. So zum Beispiel Hebemaschinen, die es einfacher machen, ältere Menschen aus der Badewanne oder dem Bett zu heben. Sie sparen Kraft und bieten Sicherheit, denn Rückenprobleme plagen viele in der Pflege. Auch Waschroboter und intelligente Matratzen werden entwickelt. Spruchreif ist jedoch noch wenig. Denn das Feld der Pflege ist unglaublich komplex und vielseitig. Es braucht nicht nur das handwerkliche Wissen, sondern vor allem viel emotionale Kompetenz. Eine anspruchsvolle Aufgabe, der viele Menschen nicht gewachsen sind. Warum sollten Roboter das besser können? Und wollen wir überhaupt, dass Roboter das alles können?

Bisher sind Roboter oft für eine eng umrissene Aufgabe programmiert und entwickelt. So zum Beispiel der in der Schweiz gebaute Pflegeroboter Lio – ein orange-weisser Roboterarm auf Rädern. Er weckt Bewohnerinnen und Bewohner am Morgen und bringt ihnen etwas zu trinken. Die Frage nach dem Wetter beantwortet er, indem die aktuelle Prognose auf dem eingebauten Tablet angezeigt wird. Wer möchte, kann sich von Lio eine Geschichte erzählen lassen oder sich auf dem Weg in die Kantine auf seinem starken und dennoch weichen Arm abstützen. Sicherlich eine Hilfe für manche, aber kaum ein Ersatz für menschliche Pflege.

Der Sozialroboter Pepper und sein älterer, kniehoher Bruder Nao gehen da schon etwas weiter. Die beiden wurden in Japan entwickelt und sollen mit ihrer quirligen Art und dem menschlichen Aussehen einen Eindruck von Nahbarkeit und Verbindung vermitteln. Ist das die angekündigte Revolution? Eingebaute Sensoren merken, wenn man sie berührt und streichelt. Und wenn Nao

durch die Gegend watschelt, erkennen die eingebauten Kameras am Boden liegende Objekte, die der Roboter dann selbstständig aufheben kann. Wer möchte, kann mit Nao sprechen oder sich Yoga-Übungen vorzeigen lassen. Zwar ist der Austausch ziemlich beschränkt und folgt vorprogrammierten Mustern, doch einen gewissen Charme – vielleicht gar eine Persönlichkeit – kann man Nao dennoch nicht absprechen.

Mit der Roboter-Robbe kuscheln

Es ist ein sonniger Frühlingstag in Luzern. An der Seepromenade flanieren die Touristen, während hoch oben auf dem Berg Pilatus noch Schnee liegt. Auch im Betagtenzentrum Rosenberg machen viele Bewohnerinnen einen Spaziergang im Freien. Mit dem Rollator oder dem Besuch gehen sie gemächlich durch die schöne Anlage, wo es nach frisch gemähtem Gras riecht. Derweil ruht sich im Haus die bekannte Roboter-



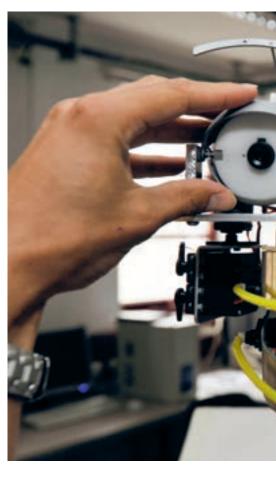
Seit 2016 können Sie in einem Handyshop in Tokio den Sozialroboter Pepper bewundern: Er führt einen Tanz auf oder beantwortet Fragen.

Robbe Paro am Fenster aus. Seit etwa sechs Jahren wohnt dieser Therapieroboter aus Japan am Rosenberg und unterstützt die Pflegenden bei der Aktivierung der Bewohnerinnen und Bewohner. «Paro ist immer da», erklärt Monika Pfulg, Leiterin der Aktivierung. «Ein Therapiehund ist vielleicht einmal krank oder sehr müde. Dagegen steht ein Roboter Tag und Nacht zur Verfügung, wenn man ihn braucht. Das ist ein grosser Vorteil.» Gleichzeitig ersetze Paro niemals ein echtes Tier, denn die Verbindung zwischen Mensch und Tier sei ganz speziell. Das kann auch der niedlichste Roboter nicht simulieren.

Während Monika Pfulg erzählt, streichelt sie den Kopf und den Rücken der schneeweissen Robbe. Diese gibt fiepende Töne von sich, bewegt den Kopf, reagiert auf die Berührung. Nur wenn man sie an den Barthaaren streichelt, wendet sie sich ab und wirkt irritiert. Hat dieser Roboter eine Persönlichkeit? «Irgendwie

schon», antwortet Pfulg. «Zumindest in den Augen der Bewohnerinnen und Bewohner. Sie gehen zu ihr hin und fragen, ob sie wach sei. Obwohl ihnen durchaus bewusst ist, dass es sich um einen Roboter handelt. Das erklären wir immer. Paro löst eben schon etwas in uns aus.»

Bereits seit über 20 Jahren wird in Japan an diesem Roboter getüftelt. Ursprünglich wurde er zur Therapie von Menschen mit Demenz entwickelt. Bei diesen ist der Zugang oft sehr schwierig. «Paro kann hier ein Türöffner sein», weiss Pfulg. «Man erreicht damit Menschen, die nicht so stark auf andere Menschen reagieren, zum Beispiel, weil sie Tiere mögen. Oder auch solche, die sehr in sich versunken sind. Ihnen können wir mit Paro helfen, aus der eigenen Welt etwas herauszukommen und einen Kontakt herzustellen.» Doch das Spektrum an Reaktionen ist breit. Manche sprechen sehr gut auf den Roboter an, andere wiederum lässt er völlig kalt.



Ist Paro also ein Ersatz für die Pflege? Pfulg verneint vehement. Paro sei einfach ein Hilfsmittel, ein Werkzeug wie andere auch, die sie zur Aktivierung älterer Menschen verwenden. «Paro ersetzt die Pflege nicht. Wir kommen nie auf eine Abteilung und sagen, dass sich eine Bewohnerin jetzt mal eine Stunde mit der Roboter-Robbe beschäftigen könne.» Der Zugang sei subtil, man müsse die Menschen beobachten und auf ihre Gefühle reagieren. Darum würde auch niemand mit Paro alleine gelassen. «Die Begegnung kann zum Beispiel Trauer auslösen, die wir als Pflegende dann auffangen müssen.»

Ohne Menschen geht es nicht

Trotz des grossen Fachkräftemangels in der Pflege glaubt Monika Pfulg nicht, dass Roboter Menschen in der Pflege ersetzen können. Zwar ist sie Assistenzsystemen nicht abgeneigt, doch der menschliche Kontakt könne nicht ersetzt werden. «Das ist ein enormes Bedürfnis.

Man muss auch die Würde der Menschen bewahren. Das braucht viel Einfühlungsvermögen.» Vor allem auch, weil viele von uns im Alter immer weniger andere Menschen im Umfeld haben. Sollen wir einfach dem Roboter unsere Lebensgeschichte erzählen? Und was sagt das über uns als Gesellschaft aus, wenn wir ältere Menschen von Robotern pflegen lassen, weil es günstig und sicher ist?

Auch für die Medizinethikerin und Gerontologin Tenzin Wangmo ist der menschliche Kontakt eine Grundvoraussetzung für die Pflege im Alter. An der Universität Basel forscht sie zu den Auswirkungen digitaler Assistenzsysteme auf das Leben älterer Menschen. «Einsamkeit ist ein kritischer Punkt im Alter», erklärt sie. «Wir möchten herausfinden, ob Roboter oder digitale Technologien hier helfen können. Gleichzeitig dürfen wir nicht vergessen, dass menschlicher Kontakt ein grundlegendes Bedürfnis ist.»

Wenn wir bloss nach technischen Lösungen suchen, besteht die Gefahr, dass dieser Austausch verloren geht. Und damit etwas, was uns als menschliche Gemeinschaft ausmacht. Wenige wünschen sich wohl als einzigen Gesprächsund Austauschpartner einen Roboter. Dabei dürfen wir uns auch nicht vom Fachkräftemangel blenden lassen. «Wir müssen uns fragen, was wir ersetzen müssen, weil uns die Ressourcen fehlen, und was wir auf keinen Fall ersetzen dürfen, weil es zu wertvoll ist», mahnt Wangmo.

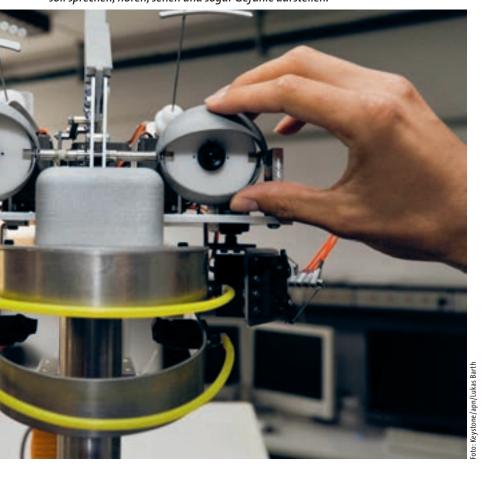
Es sei immer nötig, nach dem konkreten Nutzen einer Technologie zu fragen. Zum Beispiel: Was machen wir Nützliches mit der eingesparten Zeit und den frei gewordenen Ressourcen? «Technologie darf nie als bequeme Lösung verstanden werden. Als Gesellschaft sind wir von Empathie, Verbindung und Gemeinschaft abhängig. Das setzen wir aufs Spiel, wenn wir Technologie blindlings einsetzen.»

Sozialer Kontakt ist wichtig

Darum ist auch für Tenzin Wangmo klar: «Menschlicher Kontakt, der Austausch miteinander und die gegenseitige Abhängigkeit dürfen nie ersetzt werden.» Natürlich können wir genauso wenig alle digitalen Technologien ablehnen und vermeiden. Bei manchen, so Wangmo, bestehe durchaus ein wirklicher Nutzen. Zum Beispiel wenn es um Routinearbeiten geht, die einfach automatisiert werden können. Dann bleibt mehr Zeit für Austausch und Empathie. Es gibt auch Systeme, die unsere Sicherheit und Selbstständigkeit im Alter unterstützen können. Nur müssen wir hier auf der Hut sein, dass wir wichtige Werte nicht leichtfertig aufs Spiel setzen. Es ist sicher nützlich, wenn die Tochter auf dem Handy einen Alarm erhält, falls der Vater zu Hause stürzt. Nur darf es nicht dazu führen, dass sie deshalb noch seltener zu Besuch ist - schliesslich wäre sie im Notfall ja informiert.

Ein Grund mehr, nicht dem Mythos der digital unterstützten Selbstbestimmtheit auf den Leim zu gehen. Menschen sind immer voneinander abhängig und aufeinander angewiesen. Sollten wir an den Punkt gelangen, wo wir ohne Roboter völlig hilflos sind, leben wir tatsächlich in einer Dystopie.

Ein Forschungsprojekt in München: Der fast 160 Kilogramm schwere IURO-Roboter soll sprechen, hören, sehen und sogar Gefühle darstellen.



Das Parlament der Fünften Schweiz wankt

Wie demokratisch ist der Auslandschweizerrat (ASR), das Parlament der Fünften Schweiz? Und repräsentiert er wirklich alle Auslandschweizerinnen und Auslandschweizer? Diese Frage stellt sich der Auslandschweizer-Organisation (ASO) immer dringender. von Balz Rigendinger

er Auslandschweizerrat gilt als das Parlament der Auslandschweizerinnen und Auslandschweizer. Seine 140 Ratsmitglieder treffen sich zweimal pro Jahr in der Schweiz zur Sitzung. Diese verläuft vergleichbar der Session eines Kantonsparlaments. Beschlüsse des Auslandschweizerrats werden in der Schweiz als die Stimme aller Schweizerinnen und Schweizer, die im Ausland leben, wahrgenommen. Politisch vertritt dieses Parlament nach eigenem Anspruch die Interessen aller Auslandschweizerinnen und Auslandschweizer gegenüber Behörden und Öffentlichkeit in der Schweiz. Der Unterschied ist aber: Jedes Kantonsparlament wird demokratisch gewählt. Bürger

wählen Kandidaten – und die Summe aller Gewählten repräsentiert die politischen Absichten der Wählerinnen und Wähler, man könnte sagen: der Bevölkerung.

Nicht demokratisch gewählt

Ganz anders bei den Auslandschweizern: Hier entsenden die Auslandschweizervereine aller Herren Länder Delegierte. Es ist eine Struktur aus Zeiten von Telegramm und Dampfschiff. Die Delegierten vertreten im Auslandschweizerrat zunächst also einerseits ihr Aufenthaltsland und deren Vereine. Andrerseits sind sie oft auch Mitglied einer politischen Partei. Auch diese vertreten sie im Rat. Delegierte der Ausland-

schweizervereine werden innerhalb der Länderclubs zwar durchaus per Abstimmung bestimmt - aber von einem kleinen Kreis, von ihren Clubkollegen meist. Demokratie kommt in diesem Prozess am Rande vor. Oft ist es zudem so, dass die Wahl der Delegierten von vornherein beschränkt ist: Man sendet jene Kandidatinnen und Kandidaten, die beruflich und finanziell in einer Art aufgestellt sind, dass sie es sich verlässlich leisten können, zweimal jährlich zu den Sitzungen in die Schweiz zu reisen. Zwar bezahlen einige Schweizervereine und je nach Herkunft - auch die Auslandschweizer-Organisation Spesenentschädigungen, aber nicht in einer Höhe, welche die tatsächlichen Reise- und

Die Sitzung des Auslandschweizerrates am Samstag dem 10. März 2018 in Bern.



Aufenthaltskosten im Heimatland decken würde. Der Auslandschweizerrat gilt deswegen schon immer auch als ein Gremium der Betuchten. All diese Faktoren führen dazu, dass das Parlament der Fünften Schweiz streng genommen kaum eine demokratische Legitimation hat – weil es die Auslandschweizer schlicht nicht repräsentiert.

Im Auslandschweizerrat ohne Stimme bleiben etwa die Auslandschweizerinnen und Auslandschweizer – es sind Hundertausende –, die nicht in Schweizer Vereinen organisiert sind. Denn die Räte repräsentieren nicht Schweizer Bürger im Ausland, sondern «Schweizergemeinschaften auf der ganzen Welt entsprechend ihrer zahlenmässigen Stärke», wie die Auslandschweizer-Organisation schreibt. Diese schwach abgestützte, verzerrte Repräsentanz macht die Stimme der Fünften Schweiz in der Heimat angreifbar.

Diese Gefahr hat die Auslandschweizer-Organisation schon vor über einem Jahrzehnt erkannt. Das Problem ist inzwischen angepackt: In Mexiko und Australien haben 2017 Pilotversuche stattgefunden, bei denen die Kandidaten mittels E-Voting von einem breiteren Elektorat gewählt wurden. Zudem wurde eine Arbeitsgruppe eingesetzt. Sie soll Wege aufzeigen, wie der Auslandschweizerrat mehr Repräsentativität erhält.

Nun folgt der nächste Schritt – und dieser sorgt für Knarren im Gebälk: Die Dachorganisationen der Schweizervereine in den jeweiligen Ländern sollen sich daran machen, demokratischer zu werden. «Wir sollen nun Wahlen organisieren», sagt Annemarie Tromp, Präsidentin der ASO Deutschland. «Wir anerkennen diese Forderung und sehen das Problem, aber wir sehen das nicht als unsere Aufgabe.»

Hindernisse und Mehrarbeit

Tromp zählt die Hindernisse auf: «Datenschutz. Wir kommen gar nicht an die Adressen der Schweizer in Deutschland. Auch fehlt eine Wahlplattform, E-Voting kommt ja kaum mehr infrage.» Zudem: Wer macht all die Arbeit? Die Vereine arbeiten ehrenamtlich. Für Tromp ist darum klar: «Das ist eine Aufgabe für das Aussendepartement. Der Ball wird immer dort sein.» Das sieht der Präsident der Auslandschweizer-Organisation Remo Gysin anders. An der Jahrestagung der Schweizervereine in Deutsch-

land appellierte er leidenschaftlich, man möge sich endlich bewegen. Der Druck in der Schweiz wachse, man habe nun lange diskutiert, Taten seien gefragt, und die Pilotversuche in Australien und Mexiko hätten positive Ergebnisse hervorgebracht.

In Deutschland aber sehe er keinen Willen zur Veränderung, sagte Gysin, der eigens für diese Diskussion zur Tagung nach Deutschland gereist war. Remo Gysin wird den Auslandschweizern in Deutschland damit vielleicht nicht ganz gerecht. Das Hauptproblem aber hat er perfekt skizziert: Die Schweizer Vereine haben weltweit wenig Lust, an ihrem gewachsenen System aus dem vergangenen Jahrhundert etwas zu ändern. Aus gutem Grund: Ein Delegiertensitz im Auslandschweizerrat gibt den Vereinen noch immer etwas Gewicht, ja er macht sie zu einem politischen Player. In Zeiten, in denen die Schweizer Clubs wenig Nachwuchs finden und vielerorts schrumpfen, ist ihre Angst vor der Bedeutungslosigkeit auch eine existenzielle.

Dieser Text ist bereits auf Swissinfo erschienen.



«Unbill macht Unwill»

Die Herkunft oft verwendeter Wörter ist manchmal aufschlussreicher als deren Anwendung. Und einige davon, die gerne in Deutschland gebraucht werden, sind urschweizerisch. Im vierten und letzten Teil der Serie das Wort Unbill. von Christoph Gutknecht

er hat nicht schon bei sich beobachtet, wie nach einer gewissen Zeit Schmerzen schlimmer Ereignisse verebben und widerfahrene *Unbill* sich gar zum Guten verklärt?» - so fragte vor nicht langer Zeit die NZZ in einer Rezension des von der Neuropsychologin Tali Sharot verfassten Buches «The Optimism Bias».

«übler Behandlung» oder «erlittenem Unrecht» die Rede ist, die aber auch im Sinne von «Kränkung» verwendet wird, ist in Heinz Küppers «Wörterbuch der deutschen Umgangssprache» (1990) nicht einmal mehr verzeichnet. Der Grund ist darin zu suchen, dass das Lexem (einschliesslich seiner phraseologi-

schen Verbindungen, wie z. B. einem *Un*bill zufügen) heute dem gehobenen Wortschatz zuzurechnen ist.

Unzweifelhaft ist, dass auch Unbill zu jenen Helvetismen gehört, die Peter Bichsel (ehemaliger Assistent am Deutschen Seminar in Zürich) einmal treffend als «die fünfte Landessprache» bezeichnet hat. Es ist eine alte Substanterbuch der deutschen Sprache» (1910) definierte Unbill als «eine ungemässe

Handlung, durch die ein anderer verletzt oder gekränkt wird. Sie ist noch kein Unrecht, sondern sie verstösst nur gegen die Gesetze der Billigkeit. So kann sogar zuweilen eine buchstäbliche Anwendung eines Gesetzes, die doch gewiss dem bestehenden Rechte entspricht, eine Unbill enthalten».



Früher gab es in der Schweiz sogar die transitiven Verben *unbillen* und *verunbillen* (im Sinne von «Unbill zufügen»). Die von Johannes Strickler edierte «Actensammlung zur Schweizerischen Reformationsgeschichte in den Jahren 1521–1532» verzeichnet für 1528 den Beleg: «Die aufständischen Berneroberländer haben all predicanten verjagt und je lenger je mer *geunbillet*.»

Erst später salonfähig

Das Wort *Unbill* taucht schon beim frühneuhochdeutschen Schriftsteller Johann Baptist Fischart in dessen Werk «Der Flöhhaz» (1573), einem der ersten grossen Zeugnisse der Flohliteratur, auf, daneben in etlichen älteren Sprichwortsammlungen («Unbill macht Unwill», «Unbill tut einem das Maul auf»).

Literatursprachlich salonfähig wurde das Wort jedoch erst durch den Berner Naturforscher und Schriftsteller Alb-

recht von Haller, der es (neben «Abhang» für Bergseite, «Ahne» für Ahnherr und «verschämt» für schamhaft) in die Schriftsprache einführte. Er tat dies allerdings nicht unangefochten, sondern sah sich u. a. dem Spott des Gottschedianers Christoph Otto Freiherr von Schönaich (1725-1807) ausgesetzt. In dessen 1754 vorgelegter Schmähschrift «Die ganze Aesthetik in einer Nuss, oder Neologisches Wörterbuch: als ein sicherer Kunstgriff, in 24 Stunden ein geistvoller Dichter und Redner zu werden» heisst es giftig: «Unbill – ein allerliebstes Wort, wir sind noch nicht so weit, es zu verstehen.»

Im späten 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts war man so weit. Das Wort war auf der Bühne beliebt, aber auch gemeinsprachlich weit verbreitet. So hören wir in Goethes Idyll in Hexametern, das er 1796/97 unter dem Titel «Hermann und Dorothea» verfasste: «Und so still ich auch bin und war, so hat in der Brust mir / Doch sich gebildet ein Herz, das Unrecht hasst und *Unbill.*»

Ebenso ist in Friedrich Schillers Drama «Die Braut von Messina» (1803) von der «*Unbill* dieses Tags» die Rede.

Auch bei Karl Gutzkow, einem der bedeutendsten Vertreter der Vormärzliteratur, taucht das Wort 1836 in seiner «kritischen Verteidigung» auf, der er den Titel gab «Über Goethe – Im Wendepunkt zweier Jahrhunderte»: «Durch die Einwirkungen der Philosophie und besonders eines, durch die *Unbill* der Zeiten geweckten Studiums der germanischen Vergangenheit, bekam die Poesie ein ganz neues Gepräge.»

Eine weitere Besonderheit des Wortes liegt darin, dass der Plural Unbilden worauf das «Duden Herkunftswörterbuch» (1989) zu Recht verweist - zu einem heute unüblich gewordenen Singular Ungebild(e) (mittelhochdeutsch unbilde, «Unrecht», althochdeutsch unpilide, «Unförmigkeit») gehört, «der wahrscheinlich eine Bildung zu dem oben aufgeführten mittelhochdeutschen Adjektiv unbil = (ungemäss) ist». Die Unbilden finden sich heute zumeist nur noch in Wetterkommentaren - so wie in der NZZ: «Als ob die Internationaux de France unter den Unbilden des Wetters nicht schon genug zu leiden hätten!»

Christoph Gutknecht ist emeritierter Professor für Linguistik an der Universität Hamburg.

Unterwäsche für Körper und Seele

Die konventionelle Modeindustrie gehört zu den grössten
Umweltverschmutzern der Welt.
Die Diskussion um den Klimawandel begünstigt Alternativen,
die auf eine ökologische und
faire Produktion setzen. Die
Innerschweizerin Claudine
Tanner hat mit moya kala jetzt
ein Unterwäsche-Unternehmen
gegründet, das viel mehr sein
will als nur eine weitere Modemarke.

ir verstehen uns als eine Bewegung, die sich für die Würde der Frau einsetzt», schreibt die Gründerin von moya kala in ihrem Prospekt. Das ist ein umfassender Anspruch. «Wir kaufen bewusst umweltfreundliche Materialien ein, damit die Frauen in der textilen Kette nicht mit giftigen Chemikalien in Berührung kommen. Und wir machen uns für faire Löhne und gute Arbeitsbedingungen in unserer Partnerproduktion stark.» Wer auf diese Weise produzierte Wäsche trage, stärke sein Selbstwertgefühl, die innere Schönheit ermögliche so ein selbstbewusstes Auftreten. Das sind ganz neue Werbebotschaften für Unterwäsche. Nicht mehr der äussere Effekt wird beschrieben, sondern die innere Wirkung, das gute Gewissen. Das ist im Fall von Claudine Tanner, die ihr Unternehmen in Alpnach Dorfbetreibt und in Sarnen lebt, nicht nur eine Marketing-Masche.

Die ausgebildete Textilwirtschafterin will mehr als einfach Unterwäsche entwerfen und verkaufen. Sie will langlebige, bequeme und fair produzierte Stücke anbieten, die rundum Gutes auslösen. Der Hauptteil der Linie wird in Bulgarien am Schwarzen Meer in einem kleinen Familienunternehmen produziert. Zum Einsatz kommen dabei Recycling-Polyamid, das aus Italien bezogen wird und zu 100 Prozent aus Industrieabfällen besteht, und Jersey aus zertifizierter Bio-Baumwolle. Und in Zukunft sollen auch Recycling-Spitzen von einem italienischen Lieferanten verarbeitet werden. Beim verwendeten Cupro handelt es sich um ein neues Verfahren aus Japan. Dem Unternehmen Asahi Kasei ist es gelungen, aus kurzen Baumwollknospenfasern, die nicht zu Garn verarbeitet werden können und deshalb im Abfall landen, eine viskoseähnliche Substanz in einem geschlossenen System herzustellen.

Auf neuen Wegen

Jetzt will die 31-jährige Claudine Tanner noch einen Schritt weitergehen. Sie baut eine Produktionslinie in der Schweiz auf, verbunden mit einem sozialen Projekt. «Unser Ziel ist, alle Produkte in der Schweiz herzustellen», sagt sie. Beim Thema Würde der Frau macht die Jungunternehmerin ernst. Die im Prospekt abgebildeten Frauen haben nichts mit den gängigen hyperschlanken Fotomodellen zu tun. Es sind Frauen mit Rundungen und Fettpölsterchen – Wesen aus dem wirklichen Leben. Wer sich im übersättigten Unterwäschemarkt mit

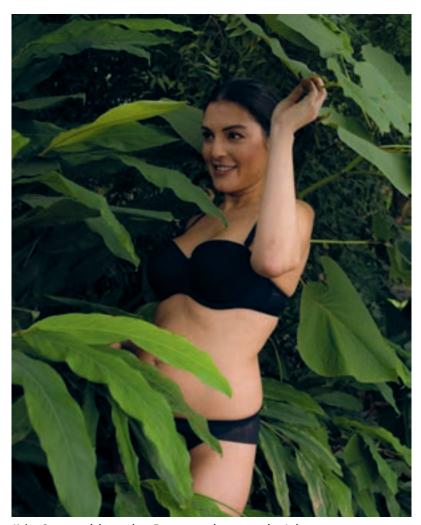


Ganz links: Claudine Tanner in der bulgarischen Produktion bei einer Besprechung.

Alternativen auf Neuland wagt, braucht Mut, Hartnäckigkeit und auch etwas Glück.

Claudine Tanner war mit einem Crowdfunding gestartet und fand später einen Financier, der an ihr Geschäftsmodell glaubt. Die Fast Fashion mit Billigware aus miserablen Arbeitsbedingungen, die wenige Monate hält, scheint den Zenit überschritten zu haben. Die Klimabewegung sensibilisiert zunehmend Konsumentinnen und Konsumenten. Die Klimajugend bringt neu Themen an den Familientisch – den Umgang mit Plastik, Recycling, saisonale und lokale Ernährung, Stromverbrauch, Ferienverhalten und eben auch die Frage, wie fair produziert die Kleidung ist, die man kauft. Das ist die Ausgangslage für Claudine Tanner: «Mit unserer Arbeit setzen wir uns für Fairness, Transparenz und Nachhaltigkeit in der Modebranche ein.»

Seit Anfang Juli ist die erste Kollektion von Claudine Tanner nach zweijähriger Entwicklungszeit im Online-Shop und an ausgewählten Verkaufspunkten im Angebot. Preislich liegt die Ware im mittleren Segment. Die Erstkollektion ist puristisch und auch vom Design her auf Langlebigkeit angelegt. Jetzt plant die Jungunternehmerin auch eine kleine Männerlinie: Boxershorts aus ökologischem Gewebe, produziert zu anständigen Bedingungen für faire Kerle.



Keine Supermodels, sondern Frauen aus dem normalen Leben werben für moya kala.



Produziert wird in einem bulgarischen Familienbetrieb, das sich seit Jahren bewährt.







Unter der Haut

Mit der Ausstellung «Körperwelten der Tiere» in Ulm vermittelt der weltberühmte Plastinator Gunther von Hagens die Faszination der Tieranatomie. Damit will er den Sinn schärfen für die Kostbarkeit des Lebens, für die Natur und für deren bedrohte Artenvielfalt.

achdem er mit der Darstellung des Inneren des Menschen Weltberühmtheit erlangt hat, konzentrierte sich Gunther von Hagens mit seiner Frau Angelina Whalley auf das geheimnisvolle tierische Innenleben - ohne Haut, Fell und Federn. Seine Sammlung ist über die Jahre auf 100 Exponate, die er präpariert hat, angewachsen. Zu sehen ist die Ausstellung, die Objekte von der winzigen Maus bis zur Elefantenkuh zeigt, in Ulm bis zum 22. September. Bei der indischen Elefantenkuh handelt es sich um Samba, die vor einigen Jahren im deutschen Zoo Neunkirchen verstorben ist. Der Zoo schenkte dem Plastinator das Tier, worauf er es im chinesischen Dalian in etwa 64 000 Arbeitsstunden für rund 3,5 Millionen Euro präparieren liess. Es ist mit einem Gewicht von 3,2 Tonnen das

grösste je plastinierte Lebewesen. Der Rüssel, die Allzweckwaffe eines Elefanten, hat unglaubliche 40 000 zu Bündeln verflochtene Muskeln. Die Ausstellung «Körperwelten der Tiere» zeigt, was Tiere zum Leben und Atmen, Laufen und Schwimmen, Fliegen und Fühlen bringt, was die Besucher offensichtlich sehr fasziniert. Denn der Einblick ins Nervensystem, in den Knochenbau, die Muskulatur und die Organe der Tiere offenbart das Wunderwerk der Natur. Gunther von Hagens spricht von einer wundervollen «Ingenieursleistung von Mutter Natur». Für Bernd Herkner, Leiter des Naturmuseums Senckenberg in Frankfurt/Main, wo diese Ausstellung zuvor gezeigt wurde, steht fest: «Kinder entwickeln anhand der Plastinate eine höhere Wertschätzung gegenüber den Tieren.» Deshalb will der Plastinator seine Aus-



stellung auch als Weckruf verstanden wissen. «Denn je mehr wir über unsere Mitbewohner auf der Erde wissen und je mehr wir begreifen, wie ähnlich sie uns sind, desto mehr können wir lernen, Tiere mit Wertschätzung und grösstem Respekt zu behandeln.»

Höhepunkt der Arbeit

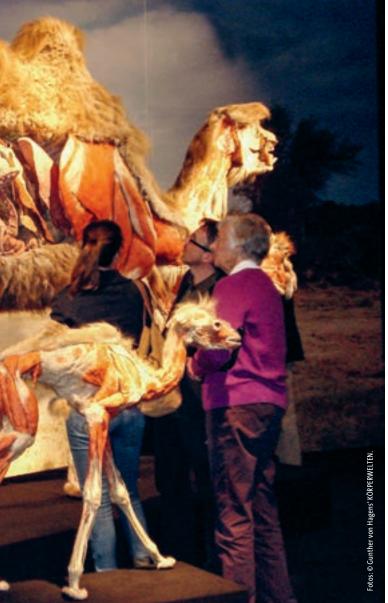
Die Idee zu Tierausstellung entstand, als Gunther von Hagens Institut für Plastination einen toten Gorilla von einem deutschen Zoo geschenkt erhielt. «Als Kind faszinierten mich die kleinen Tiere, denen ich im Wald begegnete. Die ersten Exemplare, die ich sezierte, waren Käfer, Frösche und andere kleine Tierkadaver, die mein Freund und ich im Wald sammelten. Diese toten Tiere haben meine Einstellung gegenüber der Endlichkeit geprägt und mich psychologisch auf meine Karriere als Anatom vorbereitet.»

Zwischenzeitlich touren zwei Tierausstellungen des Plastinators in Europa und Nordamerika. Sie gelten als Höhepunkt der Arbeit Gunther von Hagens, weil die Plastinate einen enormen Fortschritt in der Entwicklung der Konservierungstechnik darstellen, aber auch, weil sie in ihren Dimensionen einmalig sind.





Der Strauss ist der weltgrösste Vogel. Er kann aber aufgrund seines Gewichts von bis zu 160 Kilogramm nicht fliegen. Ein Straussenei wiegt mit rund 1900 Gramm so viel wie 24 Hühnereier.





Trotz der Länge hat auch ein Giraffenhals, so wie der Mensch, nur sieben Halswirbel. Die blaufarbene Zunge der Giraffe misst stattliche 50 Zentimeter.



Lourdes Leibbrandt-Tamariz mit dem peruanischen Botschafter (links) und dem peruanischen Generalkonsul in Zürich (rechts).

Wie geht Heimat?

Die «Plataforma Cultural Peruana en Zúrich» bringt Schweizerinnen und Schweizern die Kultur des Andenstaates näher – und bietet Peruanerinnen und Peruanern in der Diaspora ein Stück Heimat in der Fremde. Hinter der Plattform steckt die Peruanerin Lourdes Leibbrandt-Tamariz. von John Micelli

raz, die Landeshauptstadt der Steiermark, ist nicht ganz so gross wie Zürich, wächst aber mit unglaublicher Dynamik, nicht zuletzt auch dank Zuzügern von ausserhalb Österreichs. Die Forscherin Marion Rowies und der Forscher Lukas Hartleb vom Institut für Soziologie der Karl-Franzens-Universität Graz sind deshalb im März dieses Jahres der Frage nachgegangen, ob mehr als eine Heimat möglich ist: «Durch die wachsende Fremdenfeindlichkeit und den von den rechten Parteien geprägten Diskurs scheinen Migrantinnen und Migranten vor die Wahl gestellt zu werden, sich zwischen zwei Nationalitäten beziehungsweise Kulturen entscheiden zu müssen», beschreiben die beiden ihren Anfangsver-

dacht. Aber: «Migrantinnen und Migranten möchten oft beides beibehalten: die Heimatkultur, da sie mit ihr aufgewachsen sind, aber auch die Gastkultur, da sie nicht fremd sein wollen, sondern sich ihrem Umfeld zugehörig fühlen möchten», so eine der ersten Erkenntnisse der Soziologen. Der Bezug zum Herkunftsland werde in erster Linie über «kulturelle Alltagspraktiken» wie Sprache, Essen und Kleidung aufrechterhalten, haben Rowies und Hartleb in zahlreichen Gesprächen erfahren. Eine quantitative Erhebung ergab jedoch, «dass sich Alltagspraktiken in Bezug auf die Herkunftsverbundenheit auswirken, aber die Integration und das Zugehörigkeitsgefühl zu Österreich nicht behindern. Migrantinnen und Migranten sind

Praktiken in Bezug auf beide Länder wichtig, und je mehr von diesen vorhanden sind, desto verbundener fühlen sie sich mit beiden», ist das Fazit der beiden Grazer.

Wo die Liebe hinfällt

Lourdes Leibbrandt allerdings hat nicht auf die Forschungsergebnisse aus unserem östlichen Nachbarland gewartet. Leibbrandt, geboren in Lima, ist vor fast 30 Jahren in die Schweiz gekommen, um zu arbeiten – und der Liebe wegen ist sie geblieben. Mittlerweile ist sie glücklich verheiratet, Mutter einer Tochter, und erklärt der Quartierzeitung an ihrem Wohnort Fluntern am Stadtrand von Zürich: «Heute fühle ich mich sowohl als Schweizerin wie auch als Peru-

anerin.» Ihre Verbundenheit zur Schweiz beweist ihr jahrelanges ehrenamtliches Engagement im Pfarreirat der katholischen Kirchgemeinde – aber sie hat auch ihr Herkunftsland Peru nicht aus den Augen verloren: Seit der Gründunge der Kulturplattform «Plataforma Cultural Peruana en Zúrich» vor fünf Jahren hat sie mit zahlreichen Anlässen Peruanerinnen und Peruanern geholfen, das Heimweh zu lindern, sowie Schweizerinnen und Schweizern Appetit gemacht auf Lateinamerika.

Appetit nicht nur auf Kulinarisches, wie das peruanische Nationalgericht Ceviche – eine erfrischende Spezialität aus rohem Fisch oder Meeresfrüchten und Limetten. Eines der Rezepte vertraute Leibbrandt 2016 der Coop-Zeitung an. Mit der Plataforma Cultural macht Leibbrandt vor allem Appetit und Lust auf lateinamerikanische Kunst und Kultur: Für die Stiftung Arpegio - deren Präsidentin ist die Professorin Elke Pahud de Mortanges -, die im peruanischen Trujillo durch kostenlosen Musikunterricht und Orchesterarbeit benachteiligten Kindern eine neue Perspektive gibt, organisierte sie unter dem Motto «Perú y Suiza, Side by Side» das Zürcher Konzert des 50-köpfigen peruanischen Jugendorchesters auf ihrer Europatournee. Sie spielten zusammen mit dem Orchester des Genfer Konservatoriums «Music Ensemble».

Volles Programm

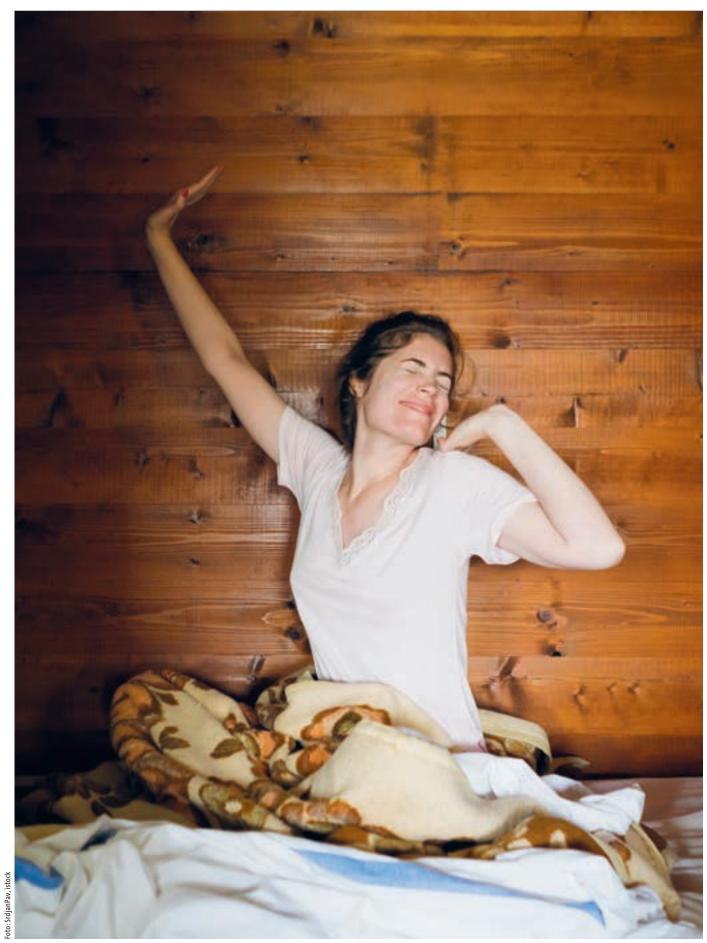
Auch dem von den Grazer Forschern erwähnten Alltagsaspekt «Kleidung» trägt Lourdes Leibbrandt Rechnung. Alpakas, die etwas kleineren Geschwister der Lamas, wurden in Peru schon von den Inkas wegen ihrer feinen Wolle geschätzt. Das traditionsreiche Familienunternehmen Makumayu (Direktorin Maria Marthaler) handelt in der vierten Generation mit Produkten aus dem wertvollen Material, das es direkt von Produzenten aus dem Hochland um Arequipa bezieht. Modeschauen in verschiedenen Schweizer Städten, begleitet von traditionellen peruanischen Tänzen und gefolgt von einem üppigen Buffet mit peruanischen Spezialitäten, offenbarten Schweizerinnen und Schweizern, dass aus den edlen Stoffen nicht nur Ponchos gefertigt werden, sondern auch moderne, funktionale Kleidung hergestellt werden kann – Organisatorin der Modeschauen war natürlich die Plataforma Peruana.

Noch tiefer in die binationale Beziehung zwischen der Schweiz und Peru taucht die Vortragsreihe; De Qué Manera?, auf deren Podium mal Frauen aus Lateinamerika über ihr Leben in der Schweiz berichten, mal Schweizerinnen davon erzählen, wie sie in Südamerika ihr berufliches Glück gefunden haben, oder - wie im Februar dieses Jahres -Männer über die Lebensweise in Peru und der Schweiz sowie Berufskarrieren in beiden Ländern diskutieren. Immer dabei: die Brückenbauerin und Präsidentin der «Plataforma Cultural Peruana en Zúrich» Lourdes Leibbrandt, deren Engagement 2016 vom Botschafter Perus in der Schweiz Luis Chuquihuara und ein Jahr später von Generalkonsul José Ramiro Silva Delgado sowie 2019 von Generalkonsul Germán Vera Esquivel gewürdigt wurde. «Ich bin zufrieden und stolz auf die Anerkennung unserer Arbeit für die Förderung der peruanischen Kultur, die Förderung

und der institutionellen Beziehungen zwischen der Schweiz und Peru», erklärt die Gewürdigte, macht allerdings keine Anstalten, sich auf den Lorbeeren auszuruhen. Es müssen ja nicht immer Haute Cuisine, Haute Couture oder hohe Politik und Geschäftswesen sein - bekanntlich verbindet auch das Kino die Völker. Zur Schweizer Premiere der peruanischen Erfolgskomödie «Locos de Amor 2» im Herbst vergangenen Jahres begrüsste Leibbrandt ein bunt gemischtes Publikum auf Deutsch und Spanisch in ihrer neuen Heimat Zürich-Fluntern und prostete zum Abschluss des Filmabends den Anwesenden mit einem Pisco Sour zu, dem Nationalgetränk Perus ein Cocktail aus dem Traubenschnaps Pisco, Cocktailbitter, Zuckersirup und einmal mehr - Limetten.

Um zum Schluss noch einmal die Wissenschaft zu Wort kommen zu lassen: «Migrantinnen und Migranten möchten zu beiden Ländern eine Bindung haben und entscheiden sich individuell für die Tiefe der jeweiligen Kultur im Alltag», fassen Rowies und Hartleb ihre Studie zusammen. Aktivistinnen wie Lourdes Leibbrandt-Tamariz sorgen für den nötigen Spielraum bei dieser Entscheidung.





Zu lange schlafen birgt Risiken

Roger Federer versucht, in der Nacht bis zu zwölf Stunden zu schlafen. Empfohlen sind aber sieben bis acht Stunden. Wären auch Nichtsportler mit mehr Schlaf besser dran? von Sara Huber

er Konsens, der im Laufe der Jahrzehnte rund um die Welt entstanden ist, lautet: Erwachsene sollten zwischen sieben und acht Stunden pro Nacht schlafen. Sportler schlafen aber länger, weil das ihre Jobs erfordern. Der längere Schlaf bringt sie in eine bessere Verfassung. Gilt das auch für Nichtsportler? Wird die Kraft eines längeren Schlafs unterschätzt?

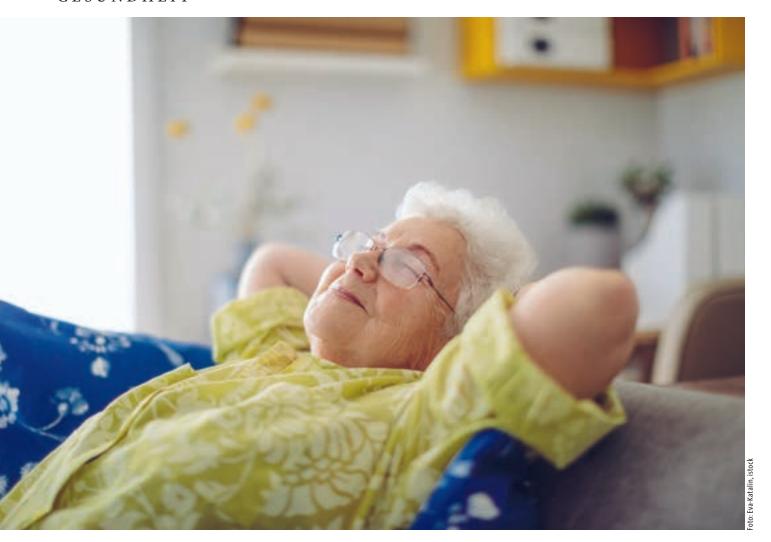
Adrian Owen ist Professor für kognitive Neurowissenschaften an der Western University in Ontario. Ende 2018 veröffentlichten Owen und seine Mitarbeiter ihre Ergebnisse aus einer Studie, für die 10 000 Teilnehmerinnen und Teilnehmer aus aller Welt zu ihren typischen Schlafgewohnheiten befragt wurden. Sie mussten zur Überprüfung ihrer Angaben auch einen kognitiven Test ablegen. Dabei ergab sich eine Erkenntnis, die nicht überrascht. Wer regelmässig weniger als sieben Stunden schläft, ist dadurch in seiner kognitiven Leistung beeinträchtigt. Die Überraschung dieser Untersuchung war aber: dass zu viel Schlaf - mehr als acht Stunden pro Nacht - ebenso schädliche Wirkungen hat. «In der Vergangenheit herrschte die allgemeine Vorstellung, dass mehr Schlaf gut ist», sagte Owen. Es zeige sich nun aber, dass sieben bis acht Stunden Schlaf pro Nacht genügen. Man müsse sich eine U-Kurve vorstellen. Wer pro Nacht nur wenige Stunden schlafe, habe

ein hohes Risiko. Wer jedoch mehr als acht Stunden schlafe, gerate dadurch auch wieder in ein erhöhtes Risiko.

Warum? Langes Schlafen verursacht wahrscheinlich nach dem Aufwachen eine Form der Schläfrigkeit, die als Schlafträgheit bezeichnet werden kann. Die Intensität dieser Schlafträgheit

> «Es gibt gute Beweise dafür, dass Menschen, die viel trainieren und tagsüber viel Energie verbrauchen, mehr Schlaf brauchen»

hängt davon ab, in welchem Teil des Schlafzyklus man sich beim Aufwachen befindet. Diese Schlafträgheit kann Entscheidungsprozesse beeinträchtigen. «Die meisten Leute verstehen, dass man drei Minuten nach dem Aufwachen keine wichtigen Entscheide fällen kann», erklärt Owen. Bei der Schlafträgheit dauert dieser Zustand aber an. Selbst einfache, scheinbar unbedeutende Entscheidungen stellen eine kognitive Belastung für das Gehirn dar. «Ich rate deshalb allen, die zu viel geschlafen haben,



«Wer als Frau dem Nachtschlaf noch einen Mittagsschlaf anhängt, kann sich dadurch auch zusätzlichen Gesundheitsrisiken aussetzen»

mit wichtigen Entscheidungen bis zum nächsten Tag zu warten.» Denn der benebelte Zustand kann Stunden andauern. Owen schränkt aber ein: Die Schlussfolgerungen aus der Studie gelten nicht für alle Menschen. «Es gibt gute Beweise dafür, dass Menschen, die viel trainieren und tagsüber viel Energie verbrauchen, mehr Schlaf brauchen.» Wer zu wenig oder zu viel geschlafen hat, kann sich laut Owen leicht wieder in Balance bringen. Owen ist überzeugt davon, dass eine einzige Nacht mit sieben bis acht Stunden Schlaf genügt, um das eigene System neu zu starten. In den kommenden Monaten will er weitere

Studien durchführen, um herauszufinden, welche Faktoren die «richtige Schlafmenge» beeinflussen. Es geht dabei um den sozioökonomischen Status einer Person. So meinen zum Beispiel Manager, dass sie weniger schlafen müssen. Japaner gehen spät ins Bett, stehen früh auf und kommen so, je nach Studie auf sechseinhalb bis gut sieben Stunden Schlaf. Die Gründe für die unterschiedlichen Schlafzeiten sind nicht klar. Zum einen könnten die kulturellen Einflüsse eine Rolle spielen. Der gesellschaftliche Druck - Ausgehen am Abend, aber frühmorgens im Büro erscheinen - könnte die innere Uhr stark beeinflussen.

Wer als Frau dem Nachtschlaf noch einen Mittagsschlaf anhängt, kann sich dadurch auch zusätzlichen Gesundheitsrisiken aussetzen. Das belegt eine Studie mit 8101 Amerikanerinnen während sieben Jahren. Wer täglich einen Mittagsschlaf hielt, starb zu 44 Prozent eher als jene, die sich nur ab und zu oder nie einen Mittagsschlaf gönnten. Schliefen die Frauen bis zu zehn Stunden innerhalb von 24 Stunden, lag ihr Risiko deutlich über denjenigen, die weniger schliefen. Das bestätigte auch eine Studie der Norwegian University of Science and Technology (NTNU). Sowohl zu kurzes als auch zu langes Schlafen erhöhte vor allem bei Frauen das Risiko, an einer Herzkrankheit zu sterben. Und auch bei Menschen über 65 nahm das Risiko an einer Herz-Kreislauf-Erkrankung zu sterben zu, wenn sie zu lange oder zur kurz schliefen.



Bea Schlingelhoff, Women Against Hitler, 2017–2018. Digitale Typensätze individuell nach historischen Frauen benannt und ihnen gewidmet.

Empfehlung aus der Redaktion

«Wozu brauchts die Schweizergarde?»

ragen, die nicht beantwortet werden können, sind das Werkzeug der Künstlerin Bea Schlingelhoff. Im Istituto Svizzero in Mailand befasste sie sich vor zwei Jahren mit der Schweizergarde, dem Söldnerheer, das seit 1506 den Papst und seinen Palast bewacht. Ihre emblematischen Uniformen tragen die Schweizergardisten seit 1914, als Kommandant Jules Repond seine Untergebenen, angelehnt an den Stil des 16. Jahrhunderts, in den Wappenfarben der Medici – die Begründer des moder-

nen Bankenwesens – kleidete. «Unter der Verantwortung eines anderen zu dienen, bedeutet, den Körper für ein geringes Einkommen, möglichen Missbrauch und Identitätsverlust zu vermieten», erklärt Künstlerkollege Tobias Madison das Söldnertum, um auf Schlingelhoffs zweite Mailänder Frage vorzubereiten: «Ist bis zur Abschaffung des Patriarchats alle Arbeit von Frauen auch Söldnerarbeit?» «Strukturen offenzulegen, die unsere politischen und sozialen Realitäten be-

stimmen», stehe auch in Näfels im Fokus,

schreibt das Kunsthaus Glarus in seiner Ankündigung von Schlingelhoffs künstlerischer Intervention im Freulerpalast, dem Museum des Landes Glarus und ehemaligen Wohnhaus des Gardeoffiziers Kaspar Freuler, der das nötige Kapital dafür als Söldner im Dienste Ludwigs XIII. erworben hatte. Das Kunsthaus wird seit Herbst des vergangenen Jahres saniert, weshalb andere Orte im Kanton bespielt werden. «PAX/Piece of Glass» in Näfels ist nun die letzte Station vor der Rückkehr in die Kantonshauptstadt.

«Wie unterscheidet sich eine Sammlung von Waffen von einer Gemäldesammlung? Gleicht das Stilllegen dieser ursprünglichen Gebrauchsobjekte in den musealen Vitrinen und an den Wänden einer symbolischen Auf- oder einer Abrüstung?», fragt die Künstlerin durch Veränderungen in der Dauerausstellung «Glarner Militär und Waffen». In den Sonderausstellungsräumen des Museums hingegen sucht sie die Rolle einer solchen Sammlung im Kontext der Friedensbewegungen des 20. und 21. Jahrhunderts: Im Ankündigungstext heisst es «Kann eine Abrüstung» der Militaria-Sammlung dazu beitragen, eine (andere) Erzählung dieser Objekte zu ermöglichen? Welche strukturellen und ökonomischen Bedingungen der Institutionen werden Teil des künstlerischen Prozesses? Welche Rolle kann die Künstlerin heute in Bezug auf soziale und politische Fragen einnehmen?»

Das Kunsthaus Glarus verspricht «ein vielschichtiges Projekt, das lokale und historische Kontexte und zeitgenössische Kunst zusammenführt» – zu sehen bis zum 10. November 2019. Informationen auf www.kunsthausglarus.ch und www.freulerpalast.ch. John Micelli



Der Berner Autoforscher Bernhard Gerster untersucht die Technologie selbstfahrender Autos. Besitzen tut er keines. Denn strassentauglich sind diese Autos noch nicht wirklich. von Beat Glogger

Herr Gerster, haben Sie ein selbstfahrendes Auto?

Nein. Ich fahre zwar regelmässig automatisierte Autos, aber besitze selbst keines.

Weshalb nicht? Sie forschen doch genau auf dem Gebiet dieser Technologie.

Deshalb will ich ja keines. Ich weiss, was diese Autos mit ihren Sensoren sehen und was nicht. Darum vertraue ich der Technologie noch nicht.

Sollten diese Autos also noch nicht zugelassen werden?

Sie sind ja zugelassen, aber nicht zum autonom Fahren. Das darf man nur auf bestimmten Teststrecken. In der Schweiz und fast allen Ländern ausser den USA ist es verboten, ein Auto ganz selbst fahren zu lassen. Grundsätzlich braucht es sehr strenge Zulassungsbedingungen für solche Fahrzeuge.

Google sagt aber, dass seine Autos sicherer sind als menschliche Fahrer.

Natürlich widerspricht mir Google in diesem Punkt. Die Firma hat ja auch ein Produkt zu vermarkten.

Aber im Gegensatz zu menschlichen Fahrern, die alle ihre Erfahrung einzeln sammeln müssen, profitieren autonome Autos von deren Vernetzung. Alle Google-Autos zusammen wissen viel mehr als ein einzelnes.

Ja, in dem Umfeld, in dem sie trainiert wurden. In Amerika ist das Fahren aber viel entspannter. In Zürich würden die Google-Autos den Verkehr wohl komplett zum Stillstand bringen.

Wieso vertrauen Sie der Technologie nicht?

Die Technologie ist noch nicht so weit. Und sie funktioniert ganz anders als wir Menschen. Wir

sind wahnsinnig gut darin, auf der Basis unvollständiger Daten zu entscheiden. So können wir recht zuverlässig voraussagen, was in den fünf nächsten Sekunden im Strassenverkehr geschehen wird. Wir wissen einfach, worauf wir achten müssen. Das sind vielleicht die drei Autos vor uns und die zwei hinter uns. Im Gegensatz dazu muss ein autonomes Auto ständig die gesamte Umgebung überwachen und analysieren. Dabei kann schon eine kleine Abweichung von der erlernten Norm dazu führen, dass ein Passant nicht mehr erkannt wird. Etwa, wenn er einen grossen Gegenstand mit sich trägt.

Damit sind wir beim ethischen Problem selbstfahrender Autos: Was, wenn ein Crash bevorsteht und das autonome Auto muss entscheiden, entweder den eigenen Fahrer oder einen anderen Verkehrsteilnehmer zu töten?

Im Moment gibt es noch kein Fahrzeug, das solche Entscheidungen trifft. Die heutigen Ausweich-Assistenzsysteme nehmen den Lenkimpuls des menschlichen Fahrers in einer solchen Situation auf und fahren dann konsequent in diese Richtung weiter. Die Entscheidung hat also der Mensch getroffen. Irgendwann einmal sollten selbstfahrende Autos aber eben gar nicht in solche kritischen Situationen geraten, weil sie durch die vielen Sensoren und die Vernetzung untereinander mehr sehen als ein Mensch.

Wenn die selbstfahrenden Autos einmal da sind, verlernen die Menschen dann nicht das Autofahren? Dann wären sie bei kritischen Situationen gar nicht mehr fähig, einzugreifen und richtig zu handeln.

Das ist tatsächlich eine Gefahr. Die Autonomie der Autos wird in mehreren Stufen eingeführt. Die jetzt bevorstehende Stufe ist noch





selbst fahren, aber der Lenker muss immer bereit sein, einzugreifen. In der Stufe danach fährt das Auto komplett selbst, und der Lenker muss nicht mehr eingreifen. Das Fahrzeug hat aber noch Pedale und Lenkrad. Diese Stufe wäre eigentlich sicherer als die Mischform, weil sich Mensch und Maschine nicht in die Quere kommen.

Warum will Google überhaupt in das Geschäft selbstfahrender Autos einsteigen?

Es gibt nur einen Bereich in unserem Alltag, in dem es verboten ist, das Smartphone zu bedienen: am Lenkrad. Das Geschäft von Google ist Online-Werbung. Indem Google das Fahren der Autos übernimmt, haben die Benutzer mehr Zeit, um im Internet zu surfen und Google-Werbung zu sehen.

Das klingt wie eine Verschwörungstheorie.

Nein, es ist ein Geschäftsmodell. Warum sollte Google sonst darauf kommen, Mobilität zu generieren?

Andere kommen auch darauf. Elon Musk zum Beispiel mit Tesla.

Ja, aber Elon Musk hatte eine Vision, wie Elektromobilität sein muss. Er hat es erreicht, das Image von Elektroautos in der Gesellschaft umzukrempeln. Dank Tesla nehmen die Leute Elektroautos als etwas wahr, das Spass macht.

Die Google-Autos scheinen sehr weit zu sein. Sie können sogar Handzeichen von Polizisten erkennen.

Na ja, so zuverlässig sind sie auch nicht. Sie haben auch schon Bussen kassiert, weil sie den gesamten Verkehr aufhielten. Ein Google-Auto hielt an, weil das Gras ein bisschen auf die Fahrbahn gewachsen war. Das Auto hielt sich viel zu genau an die Verkehrsregeln und traute sich nicht, ein paar Zentimeter über eine Linie zu fahren.

Dann muss man den selbstfahrenden Autos erlauben, Verkehrsregeln zu verletzen?

Ja, das tun wir Menschen ja auch ständig, und es ist auch sinnvoll. Wenn es zum Beispiel irgendwo plötzlich eng wird, weil ein Lastwagen am Strassenrand steht, ist es doch vernünftiger, ein paar Zentimeter über eine durchgezogene Linie zu fahren, anstatt den ganzen Verkehr hinter sich aufzuhalten. Da gibt es für die selbstfahrenden Autos schon noch ein paar Probleme zu lösen. Und der Strassenverkehr besteht nun mal

aus Tausenden von Ausnahmen. Wie gesagt: Wenn man die Google-Autos heute auf die Strassen von Zürich liesse, ginge bald einmal nichts mehr im Verkehr.

Dann sehen Sie gar keine Zukunft für selbstfahrende Autos?

Doch. Die Technologie wird kommen, keine Frage. Aber es geht nicht ganz so schnell, wie uns die Marketingabteilungen von Google & Co. weismachen wollen. Ich denke, in zehn Jahren sind wir so weit.

Und Elektroautos – werden die kommen?

Ja, davon bin ich überzeugt. Aber ich glaube nicht, dass der Verkehr ausschliesslich elektrisch sein wird. Je nachdem macht auch Gas Sinn – etwa bei Lastwagen auf langen Strecken. Gas kann auch aus erneuerbaren Energien gewonnen werden.

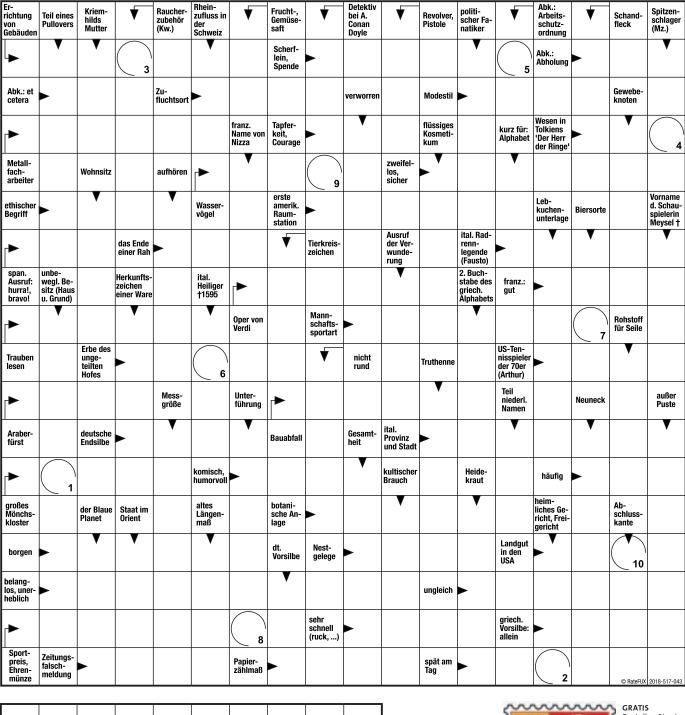
Wie ökologisch sind denn die Batterien der Elektroautos?

Theoretisch lassen sie sich gefahrlos entsorgen. Aber praktisch ist es dann doch nicht so einfach – insbesondere wenn die Menge der Batterien zunimmt. Einige der darin enthaltenen chemischen Stoffe sollten wir nämlich nicht wegwerfen, sondern rückgewinnen und wiederverwenden. Wer das macht, wie viel Energie es braucht und wie es technisch im Detail funktioniert, ist noch nicht geklärt. Im Prinzip müsste man eine vorgezogene Recyclinggebühr auf die Batterien erheben. Dadurch würden die Autos aber richtig teuer – und das will im Moment keiner.



Foto: Keystone/Ennio Leanza

Bernhard Gerster ist Leiter der Abteilung Automobiltechnik der Berner Fachhochschule und Leiter des Dynamic Test Centers DTC in Vauffelin.



Lösung Rätsel Nr. 26





GRATIS
Bestellen Sie eine
grosse BEA-Revue,
BEA-Verlag,
5200 Brugg
Tel. 056 444 22 22

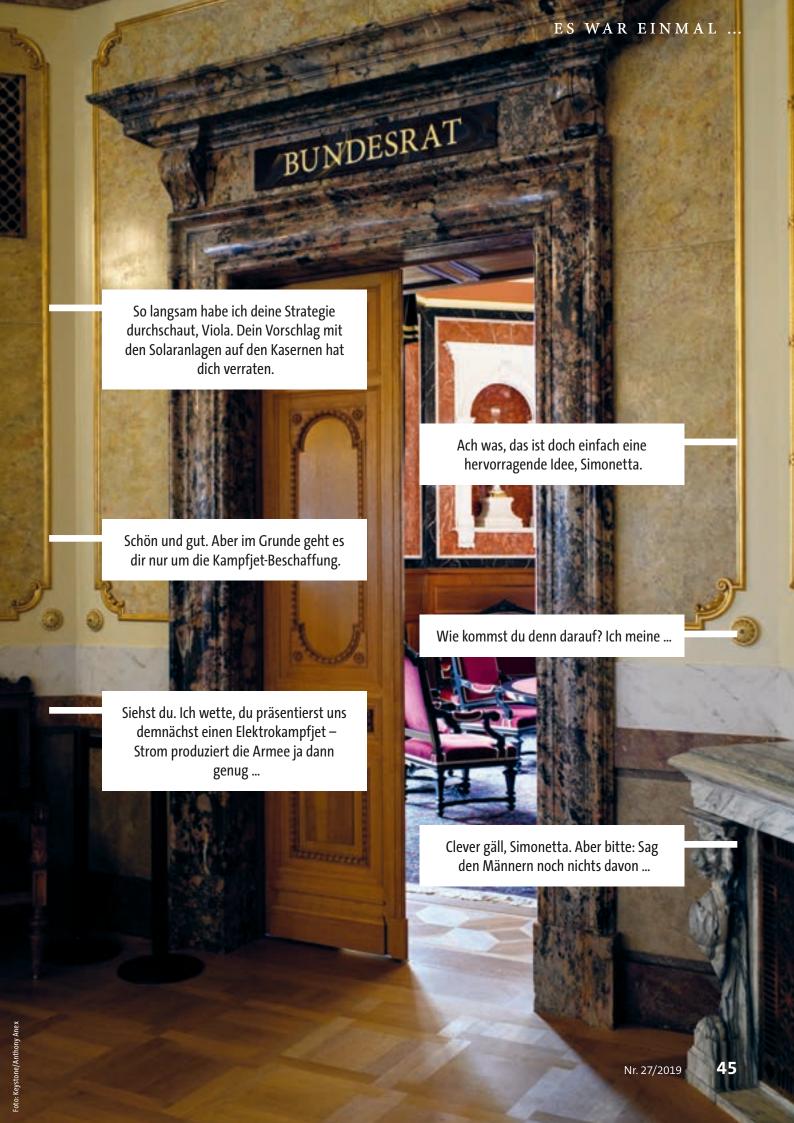
«più» Sommergeschichten – passendes Hörbuch zur warmen Jahreszeit

Vier spannende und witzige Geschichten von bekannten Literaten wie Mark Twain, Gottfried Keller, Theodore Fontane und anderen mehr.

Jetzt bestellen unter:

- www.dornbusch.ch/audio
- kundendienst@dornbusch.ch
- 2056 203 22 55





Themen, die uns bewegen und über die Sie demnächst bei uns lesen werden



DIE RETTER AUS DEM AUSLAND: Das Bürgenstock-Resort und die Credit Suisse – beide gäbe es nicht mehr, wenn sie nicht mit Geld ausländischer Investoren gerettet worden wären.

SCHWEINEREIEN IM WEIN: Wenn Sie wüssten, was konventionell produziertem Wein alles beigemischt wird, würden Sie vermutlich Wasser trinken.



DER HUND, MEIN BESTER FREUND: Hundebesitzer profitieren in vielerlei Hinsicht von der Gesellschaft ihres treuen Begleiters.



Verpassen Sie das nicht!

Abonnieren Sie jetzt den Doppelpunkt unter www.doppelpunkt.ch oder per Tel. 056 203 22 33

IMPRESSUM

doppelpunkt

Das Schweizer Magazin für Achtsamkeit. Gegründet 1925, 94. Jahrgang, www.doppelpunkt.ch | Redaktion: redaktion@doppelpunkt.ch. Verleger, CEO: Fabian Egger. Redaktionsleiter: Anton Ladner. Redaktion: Christine Schnapp (cs), John Micelli (jmi), Leonie Pahud (lpa), Florencia Figueroa (ffi), Nadja In-Albon (nia). Korrektorat: Birgit Bressa. Layout: Larissa Hauger, Alexandra Neumann, Felix Wally. Bildagentur: Keystone. Druck: AVD Goldach.

Anzeigenverkauf: Tel. 056 203 24 00, www.dornbusch.ch/werben.

Abonnieren Sie den Newsletter gratis unter www.doppelpunkt.ch.

Keine Haftung für verzögerte oder ausfallende Lieferung infolge höherer Gewalt oder im Falle von Störung des Arbeitsfriedens. © für alle Beiträge bei der Dornbusch Medien AG. Alle Rechte vorbehalten. Jegliche Reproduktion – auch auszugsweise – nur mit vorgängiger schriftlicher Genehmigung des Verlags. Für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos und Illustrationen keine Gewähr. ISSN 1013-3704

Dornbusch Medien AG Täfernstrasse 3 5405 Baden-Dättwil www.dornbusch.ch

Abodienst: Tel 056 203 22 33

gedruckt in der

Einzelpreis Fr. 5.80
Jahresabonnement Fr. 238.30
Preise Schweiz inkl. MwSt.

kundendienst@dornbusch.ch





Medizinische Hilfe aus der Luft.

Jetzt Gönnerin oder Gönner werden: 0844 834 844 oder www.rega.ch





Eidgenössische Volksinitiative «Für ein gesundes Klima (Gletscher-Initiative)»

Im Bundesblatt veröffentlicht am 30.4.2019. Die unterzeichneten stimmberechtigten Schweizer Bürgerinnen und Bürger stellen hiermit, gestützt auf Art. 34, 136, 139 und 194 der Bundesverfassung und nach dem Bundesgesetz vom 17. Dezember 1976 über die politischen Rechte, Art. 68ff., folgendes Begehren:



Die Bundesverfassung¹ wird wie folgt ergänzt:

Art. 74a Klimapolitik

¹ Bund und Kantone setzen sich im Rahmen ihrer Zuständigkeiten im Inland und im internationalen Verhältnis für die Begrenzung der Risiken und Auswirkungen der Klimaveränderung ein.

² Soweit in der Schweiz weiterhin vom Menschen verursachte Treibhausgasemissionen anfallen, muss deren Wirkung auf das Klima spätestens ab 2050 durch sichere Treibhausgassenken dauerhaft ausgeglichen werden.

³ Ab 2050 werden in der Schweiz keine fossilen Brenn- und Treibstoffe mehr in Verkehr gebracht. Ausnahmen sind zulässig für technisch nicht substituierbare Anwendungen, soweit sichere Treibhausgassenken im Inland die dadurch verursachte Wirkung auf das Klima dauerhaft ausgleichen.

⁴ Die Klimapolitik ist auf eine Stärkung der Volkswirtschaft und auf Sozialverträglichkeit ausgerichtet und nutzt namentlich auch Instrumente der Innovations- und Technologieförderung.

Art. 197 Ziff. 122

12. Übergangsbestimmungen zu Art. 74a (Klimapolitik)

¹ Der Bund erlässt die Ausführungsgesetzgebung zu Artikel 74a innert fünf Jahren nach dessen Annahme durch Volk

² Das Gesetz legt den Absenkpfad für die Treibhausgasemissionen bis 2050 fest. Es benennt Zwischenziele, die mindestens zu einer linearen Absenkung führen, und regelt die zur Einhaltung des Absenkpfades erforderlichen Instrumente.

²Die endgültige Ziffer dieser Übergangsbestimmung wird nach der Volksabstimmung von der Bundeskanzlei festgelegt.

Auf dieser Liste können nur Stimmberechtigte unterzeichnen, die in der genannten politischen Gemeinde in eidgenössischen Angelegenheiten stimmberechtigt sind. Bürgerinnen und Bürger, die das Begehren unterstützen, mögen es handschriftlich unterzeichnen. Wer bei einer Unterschriftensammlung besticht oder sich bestechen lässt oder wer das Ergebnis einer Unterschriftensammlung für eine Volksinitiative fälscht, macht sich strafbar nach Art. 281 beziehungsweise nach Art. 282 des Strafgesetzbuches.

PLZ		Politische Gemeinde			Kanton	
	Name eigenhändig in Blockschrift	Vornamen eigenhändig in Blockschrift	Geburtsdatum Tag/Monat/Jahr	Wohnadresse Strasse und Hausnummer	Eigenhändige Unterschrift	Kont- rolle leer lassen
1						
2						
3						

Ablauf der Sammelfrist: 30.10.2020

Kurt Zaugg-Ott, Melchtalstrasse 15, 3014 Bern

Senden Sie diese Liste teilweise oder vollständig ausgefüllt möglichst bald an das Initiativkomitee: Gletscher-Initiative, Postfach 5534, 8050 Zürich

Die unterzeichnete Amtsperson bescheinigt hiermit, dass obenstehende ____(Anzahl) Unterzeichnerinnen und Unterzeichner der Volksinitiative in eidgenössischen Angelegenheiten stimmberechtigt sind und ihre politischen Rechte in der erwähnten Gemeinde ausüben. Die zur Bescheinigung zuständige Amtsperson (eigenhändige Unterschrift und amtliche Eigenschaft):

Ort:	Eigenhändige Unterschrift:	Amtsstempel:
Datum:	Amtliche Eigenschaft:	

